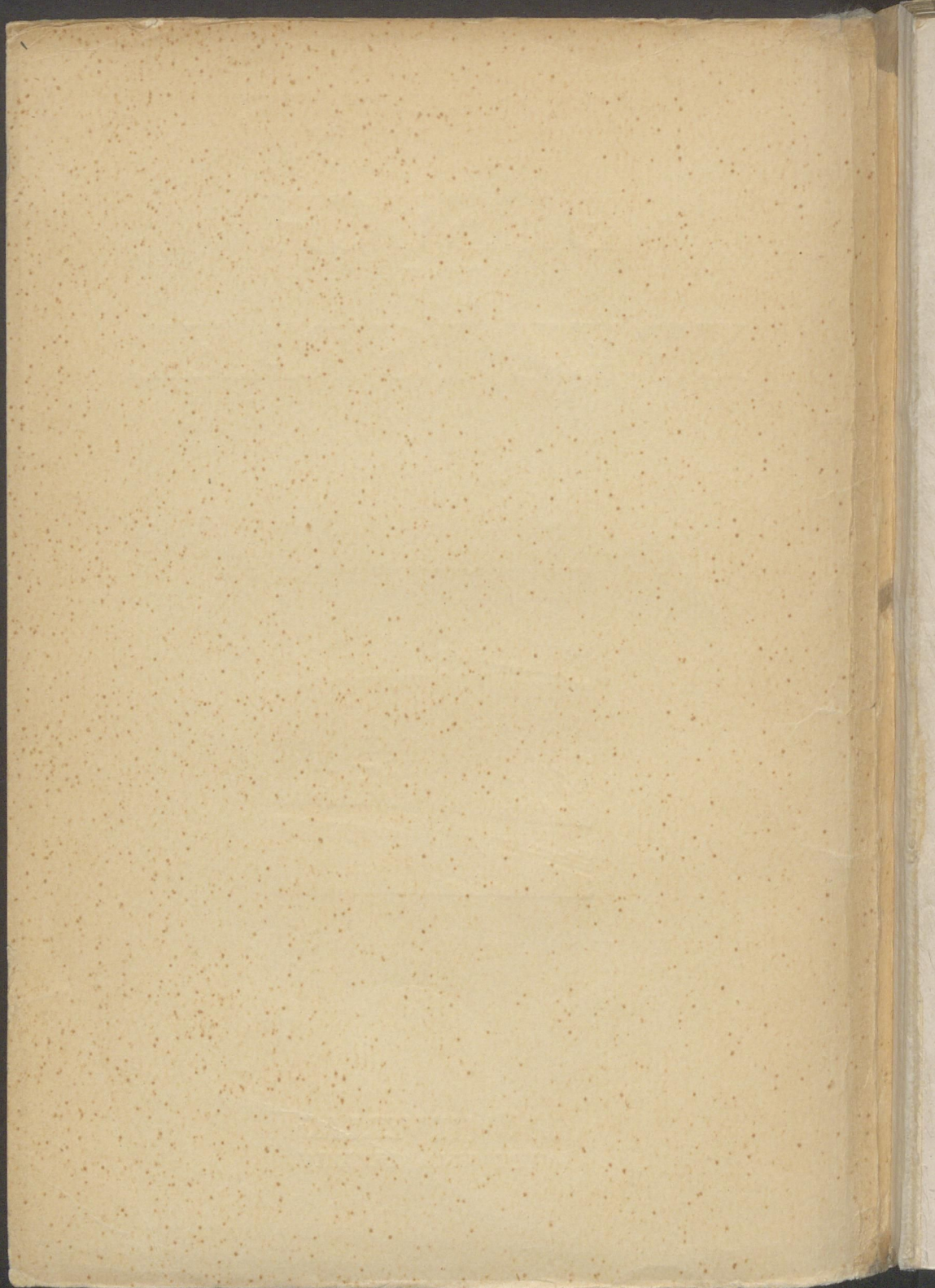


OTTO ABELES
BESUCH
IN
EREZ ISRAEL



R·LÖWIT VERLAG
WIEN UND LEIPZIG



From Gauswoldthor & Adolf Semmrich
Linnell's engraver.

Witherite in December 1931

J Otto Schulz



Idylle.
Baumschule in Ein Charod.

OTTO ABELES

BESUCH IN
EREZ ISRAEL

I 9 2 6
R. LÖWIT VERLAG / WIEN UND LEIPZIG

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.
Copyright 1926 by R. Löwit Verlag, Wien-Leipzig.

Ueberfahrt.



ICH fahre in das Traumland der Jünglingsjahre. Wie war es damals, auf der Oberstufe des Gymnasiums? Die Mitschüler trugen Kornblumen und rückten in den Zwischenstunden weit von uns ab. Der Germanist gab als Schulaufsatz: Die Schlacht bei Zama, ein Sieg der Arier über die Semiten. Die jungen Judenfeinde zogen Vergleiche mit der Gegenwart. Der Mathematiker ersuchte den blassen, von „Kosttagen“ lebenden Jungen aus Boskowitz, die Schulhefte für die Klasse einzukaufen, „weil ihr doch zu Geschäften trefflich taugt“. Die Knaben mit den Kornblumen lachten sehr. Der jüdische Vorzugsschüler, ein kurzsichtiger Schwächling, erkaufte sich mit der Buttersemmel den Frieden.

Tägliche Bitterkeiten und Demütigungen, trostlose Vereinsamung, keine Zuflucht.

Da erreichte uns die königliche Botschaft Theodor Herzls, niedergelegt im „Judenstaat“.

So kam ich fast vor dreissig Jahren zum Zionismus. Seit damals habe ich die Entwicklung der zionistischen Bewegung mitgelebt, die guten und die bösen Tage. Von dem faustischen Beginnen Herzls, die Judenheit mit einem gewaltigen Griff aus ihrer unwürdigen

Lage zu befreien — die grosse Masse der nach Palästina Verpflanzten faktisch, die Zurückbleibenden moralisch zu erlösen — bis zu den heutigen, hoffnungsvollen, herrlichen, aber im Vergleich zum ursprünglichen, utopischen Programm der politischen Zionisten bescheidenen Möglichkeiten bewusstjüdischer Siedlungsarbeit im alten Judenland.

Ich kenne die wichtigsten führenden Menschen von Anbeginn; ich habe in Wort und Schrift für das Werk geworben von Anbeginn; ich weiss um die Argumente der Gegner, die sich wandelten, wie sich unser Weg gewandelt hat, von Anbeginn. (Kenntnis und Erkenntnis sind natürlich auch bei mir durch persönliche Fähigkeit begrenzt und durch Neigungen beeinflusst.)

Ich selbst bin stehen geblieben. Meinesgleichen hat vom Judentum wie Herzl, der Führer, nicht viel mehr als den Willen, es zu sein. Es ist (mit wenigen Ausnahmen) das Schicksal des Uebergangsgeschlechts im Westen, dass ihm die Rückkehr in das Judentum über das Bekenntnis hinaus versagt bleibt. Du kannst nicht bei den Grossvätern erwerben, was dir die Väter zu vererben unterlassen haben. Dass mein Sohn nicht mehr zwischen zwei Welten stehen muss, dass ihm ein heller, froher Weg in die jüdische Gemeinschaft gezeigt, gebahnt würde und ich mit Hand anlegte, — d a r a u f kommt es an.

Und jetzt bin ich unterwegs nach Erez Israel, überdenke die Jahre, verschweige mir nicht, dass es ein fragwürdiges Unterfangen ist, als Kiebitz und

Schreiberlein die Scholle zu betreten, welche die neue, von uns, den Aelteren, aufgerufene Jugend mit unendlicher Mühsal bestellt, aber ich versichere mich dessen auch, dass ich nicht als Neuling und nicht als Zaungast komme.

Ich fahre in das Traumland der Jünglingsjahre und will berichten, wie ich jetzt, im Sommer 1925, Erez Israel antraf. Solche Tagebuchblätter eines alten Zionisten, unter dem unmittelbaren Eindruck einer Palästinareise geschrieben, werden, hoffe ich, nicht unnütz sein.

„Patent Grabski, Herr Doktor!“ erklärt mir ein Deckpassagier der „Vienna“ und stellt mit verbindlichem Lächeln sein Nachtlager vor, das er unter Zuhilfenahme aller Gepäckstücke hergerichtet hat. Ich weiss nach kurzen Stunden der Bekanntschaft, dass dieser humorvolle junge Mensch, der sich im Gewimmel der vierten Schiffsklasse vortrefflich zurechtfindet und minder Geschickten an die Hand geht, ein taugliches, gesundes Element des Aufbaues ist. Auch wenn er nicht als „Chaluz“ nach Erez Israel kommt. Der lustige Bruder ist nicht der einzige, den Herr Grabski, der erfolgreiche Bekämpfer des polnischen Judentums, aufs Schiff gebracht hat. Die erdrückende Majorität der Mitreisenden sind Palästinafahrer von Grabskis Ungnaden. Er ist wirklich grosszügig, der Vernichter jüdischer Existenzen. Aber was tut Gott, auch seine Opfer sind es geworden.

Zwei Abgesandte der Juden von Grodno reisen mit. Sie haben den Auftrag, für 70 Familienväter, die mit der Landwirtschaft vertraut sind, ein zusammenhängendes Stück Boden zu kaufen. Es soll eine Grodnoer Kolonie werden. Ernste, erfahrene Männer, die ihre Aufgabe und ihre Verantwortung kennen. „Wir lassen uns nicht schikanieren, entwürdigen und nach Jahrzehnten ehrlicher Arbeit zu Bettlern machen.“ Bevollmächtigte einer Gruppe von mehr als 200 Familien aus der Bialystoker Gegend sind vorausgefahren und erwarten die Grodnoer in Jaffa.

Ich stelle fest, dass diese Männer weder „Spekulanten“ noch Abenteurer sind. Zionsliebe war nicht das Motiv ihres Entschlusses, sondern der Zwang der Verhältnisse. Aber jetzt kennen sie das Problem „Erez Israel“, die Scholle zieht sie mächtig an — es sind hundertprozentige Juden —, sie wissen, dass es nicht um sie allein geht, wenn sie ihr Leben in Palästina fortsetzen, sondern um das Wohl, die Ehre, die Zukunft des Volkes, und sie nehmen nicht minder energisch als die Jungen gegen jene Stellung, welche nach Tel-Awiw eilen, Boden zu erstehen, wie man „in der guten Zeit“ nach Berlin gefahren ist, um Häuser zu kaufen.

Die Jungen! Das Meer ist heiter, die Luft ist kühl, der Himmel ist weit und diese Jugend ist herrlich. Eine Gruppe kommt aus der Tschechoslowakei. Sie haben eine drei- und vierjährige Ausbildung hinter sich, erlernten in den letzten zwei Jahren die Schafzucht und

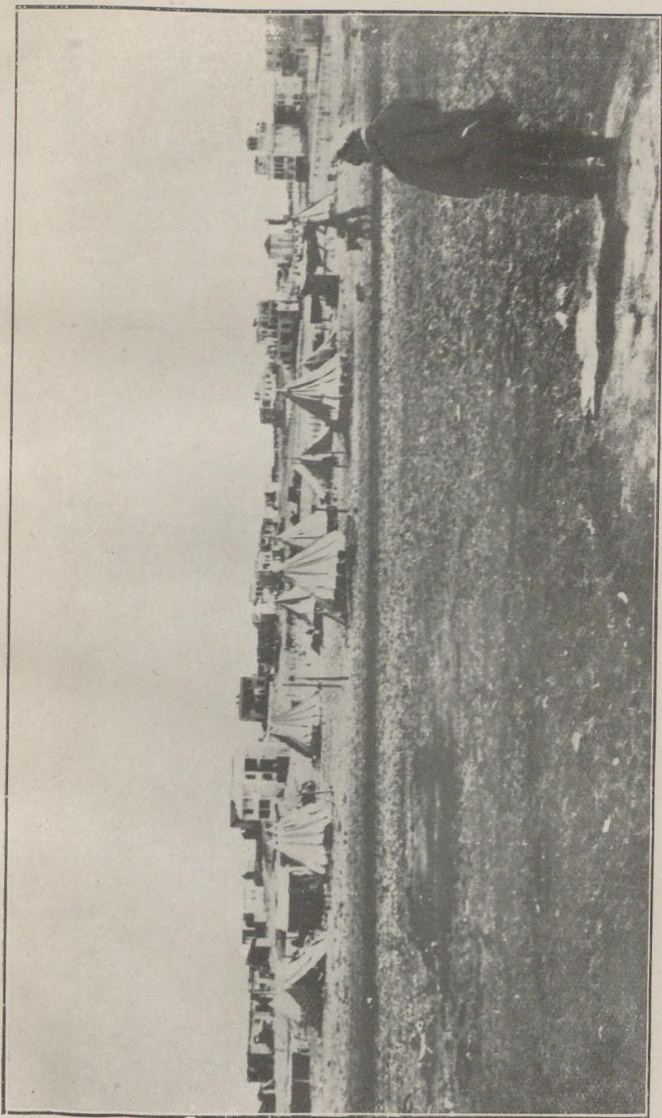
gehen mit ihrer Hundekoppel hinüber, um Schäferereien einzurichten. „Das Schaf muss die Ziege verdrängen. Sie frisst die Bäume und Sträucher kahl. Und der neue Jischuw braucht Wolle, die jüdische Züchter geschoren haben.“ Die Sicherheit und Gelassenheit, mit der sie über ihr zukünftiges Leben sprechen — nicht ungefragt, aber dafür sachlich —, ist eiserne Bürgschaft, dass diese nordböhmischen Juden ihren Platz ausfüllen werden. Kein Phrasentrompeter, Nervenpinkel oder Gschäftelhuber ist unter ihnen.

Neue westjüdische Jugend. Sie bringt kein jüdisches Erbe mit, trotzdem sie hebräisch spricht, sie setzt nicht Generationen fort, wie andere, östliche Jugend, über welche ich noch zu berichten habe, aber sie kommt nicht mit leeren Händen in das Land. Kraft, Liebe, Selbstzucht trägt sie hinüber und die reife Erkenntnis, dass im hebräischen Lande die Bruchstücke Ost und West zusammenschweissen sind zu einer neuen Einheit, die keinen der Bruchteile erkennen lässt.

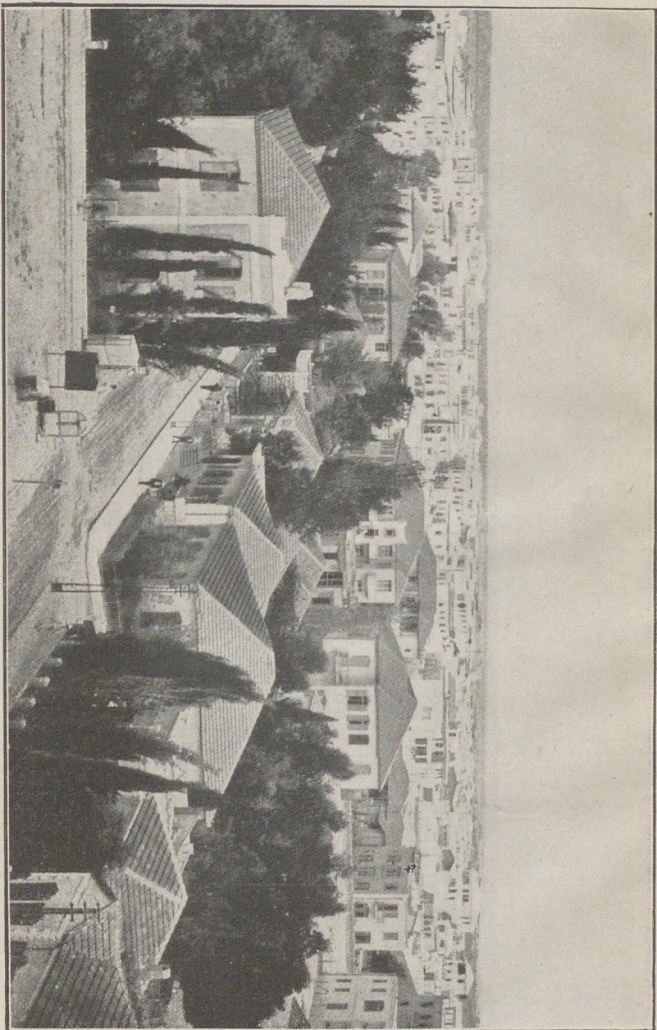
Die vier Geschwister aus Bialystok hingegen sind keine Chaluzim. Dafür jüdisches Vollblut. Man kann hebräisch konversieren und doch noch recht sehr „angeglichen“ sein. Man kann die europäischen Sprachen beherrschen (einschliesslich eines tadellosen Deutsch, wie zwei von den vieren) und doch der Fortsetzer vieler echtjüdischer Geschlechter sein (wie diese vier). Drei schöne, schlanke, kräftige Mädchen, den jüdischen Adel im Antlitz, und ein Knabe, der dem Zeichner Lilien

Modell sitzen sollte. Unter dem Zwange der Verhältnisse in Polen hat sich der Vater eine Orangenpflanzung gekauft und ist mit den Söhnen vor drei Monaten hinübergesiedelt. Die Töchter und der Jüngste kommen jetzt nach. Die Aelteste, welche die anderen rührend betreut, spricht sich aus. „Wir lebten immer zerstreut. In Bialystok, Berlin, Zürich, Königsberg. Jetzt vereinigt uns Erez Israel. Uns Kinder hat die Mutter zu Zionisten gemacht, den Vater der neue Boykott in Polen. Wir werden alle in Vaters Orangenkultur arbeiten.“ — Ueberpflanzung einer Familie. Möge sie sich weiterhin über das Land verzweigen!

Fünf Jünger von der Jeschibah in Slabotka mit ihrem Lehrer, einem hohen Siebziger mit frischen, roten Wangen, ziehen nach Hebron, wo sich die grösste, heiligste Jeschibah der Welt entwickeln soll. Sie tragen weder Kaftan noch Stirnlocken und Bart, sehen wie richtige Studenten aus, treiben kein Brotstudium, sind sorgfältig gekleidet und nicht weltfremd wie der Rabbi mit den durchsichtigen Händen, der sich abseits hält und mit seinen Gedanken allein ist. Hochzeitsreisende, welche die glücklichsten Wochen in „unserem Land“ verbringen wollen, ein Mädchen aus Sichron-Jakob, das seit Jahren an einem europäischen Gymnasium als hebräische Lehrerin tätig ist, einige gar nicht erfreuliche Gestalten, denen der Bodenpreis in Tel-Awiw und Haifa alles, die Wiederaufrichtung des Judentums in seinem Lande hingegen Hekuba ist — dieser engere



Tel-Awiw: Stadviertel im Bau.



Gesamtansicht von Tel-Awiv.

und weitere Kreis umschliesst den Kern der Schiffspassagiere, die ostjüdischen Chaluzim.

Und ist man noch so abgebrüht, durch manche Enttäuschung gewitzigt, das Bild dieser Burschen und Mädchen, ihre unbekümmerte Fröhlichkeit, Sangeslust und Begeisterung sind bezwingend und verscheuchen alle Sorgen um ihre und des Landes Zukunft. Ein amerikanischer Jude, der nach 30 Jahren sein Städtl aufsuchte, den die materielle und seelische Not der polnisch-jüdischen Gasse erschütterte und der vor der Rückkehr nach Amerika das Land der jüdischen Zukunft sehen will, ist auf das ergötzlichste aus dem Häuschen geraten, seitdem er mit den Chaluzim Fühlung hat. Er kommt nie rechtzeitig zu Tisch, pfeift auf das Zeremoniell der ersten Schiffsklasse, lässt den Smoking im Koffer, schert sich nicht um Abendkonzert und Kinovorstellung und sitzt bis Mitternacht bei seinen neuen Freunden auf dem Deck der vierten Klasse.

Soeben fahren wir in Alexandrien ein. Der orientalische Lärm der Packträger, Schiffsarbeiter, Hotelagenten, Verkäufer wird von einem vielstimmigen Begrüssungsgesang übertönt, den drüben an Bord des „Campidoglio“ die Chaluzim anstimmen. Es ist der Küstendampfer, mit dem auch die Deckpassagiere der „Vienna“ die Reise nach Jaffa fortsetzen. Der Amerikaner steht neben mir an der Schiffsplanke. Es sind nicht nur Schweissperlen, die er von den Wangen wischt.

Jetzt tanzen sie drüben ganz vorne am Bug des „Campidoglio“ in immer schnellerem Tempo die „Hora“. Die Haare fliegen, die Arme umschlingen sich enger, die

Mädchen begleiten den Tanz der Burschen mit Händeklatschen — und der Amerikaner händigt meinem Träger auch seine Koffer ein. Er hat die Bahnfahrt nach Jerusalem aufgegeben und macht mit uns die langwierige Seereise über Port Said nach Jaffa.

Sie sind Seelenfänger, die Achtzehn- und Zwanzigjährigen, auch die noch unerprobten, in die neuen Manipel eingeteilt. Und sie werden später Seelenretter sein, wenn sie die Judenheit der Verstreuung nicht im Stiche läßt.

Tag der Ankunft.



PORT SAID, der Suez-Kanal, Sklavenfron der Sudanesen, die im keuchenden Laufschrift die Kohle auf das Schiff tragen, vom eigenen Gesang und vom Stock des Aufsehers angetrieben, Hafensbild, Strassenbild, Mosaik der Rassen, Trachten, Sprachen aus aller Herren Länder — so stark diese Eindrücke sind, sie tauchen unter, denn wir nähern uns der Küste Judäas. Wie ein Schneefeld, von stahlblauen Fluten umspült, dehnt sich der Landstreifen, hie und da von dünnen Palmengruppen überragt, die wie auf Nadeln gespiesste Spinnen in der Landschaft stecken. Die Illusion von der Schneelandschaft ist um so schmerzlicher, als man weiss, dass unter der heissen Sanddüne, die sie vortäuscht, kein Humus schlummert.

In unbegreiflicher Klarheit, trotz der bedeutenden Entfernung, hebt sich jetzt Jaffa aus den Fluten. Harmonisch in ihrer Buntheit und Fülle steigen die scharfkantigen, einander vielfach schneidenden Häuserprismen zum Turm hinan, der den Küstenfels überragt, ein vielfarbiger Kristall, der nicht glänzt, aber leuchtet. Nordöstlich wächst uns in ansehnlicher Entfaltung die neue Judenstadt Tel-Awiw entgegen. Die Passagiere reissen einander die Ferngläser aus den Händen. Die Stimmung einzufangen, welche die Reisegenossen befiel, als das

Schiff Anker warf und wir das Land betraten, war mir als Mitbeteiligten nicht gut möglich.

Ich stelle fest, dass es allen, den unfrohen und frohen Jungen und den durchaus frohen Alten, naheging.

Musterhafte Ordnung, rasche Expedition bei der Passabfertigung, Zollrevision, Aufnahme der Generalien und bei der sanitätspolizeilichen Amtsgebarung, die Vertreter unserer Behörden, die an allen diesen Manipulationen beteiligt sind, von höflicher Sachlichkeit und vorbildlichem Entgegenkommen. Sämtliche Passagiere, auch die der 1. und 2. Klasse, wurden der Schutzimpfung unterzogen. Keine Ausnahme, keine Bevorzugung in der Reihenfolge. Kein Feilschen mit den ausbootenden Arabern. Erst nach Erledigung sämtlicher Formalitäten ist bei den Kassen die tarifmässige Gebühr zu zahlen. Dann wird das amtlich verwahrte Gepäck ausgefolgt. Ein Kommissionär übernimmt und überwacht den Transport der Gepäckstücke ins Quartier. Er kommt im Laufe des Tages und präsentiert die Rechnung.

Das Gefühl der Geborgenheit in kluger, kultivierter Ordnung, der man sich gerne und mit Vorteil fügt, hat sich im Augenblick der Landung eingestellt.

Erster, unvergesslicher Eindruck von Tel-Awiw. Eine riesige Baufläche, von arbeitenden Menschen übersät. Der Anblick der Arbeiter auf den Baugerüsten ist

überwältigend. Der Anblick ihrer Werke ist es nicht. Aber auf die Passivpost „Tel-Awiwer Architektur“ wird von so vielen wohlmeinenden Kritikern hingewiesen, dass ich nicht Lust habe, in ihr Horn zu stossen. Der Tel-Awiwer Volkswitz (man kann sich darauf verlassen, dass er in der neuen jüdischen Stadt ebenso gut gedeiht, wie die berühmten Tel-Awiwer Kinder) hat die lustigsten Bauungetüme längst mit Spitznamen gekennzeichnet. Es gibt übrigens jetzt auch schöne, würdige Neubauten, allerdings, wie ich kleinlaut hinzufügen muss, in wunderlich geringer Zahl. Die Schönheit dieser merkwürdigen, täglich wachsenden Stadt kommt nicht von den Häusern, sondern von den Menschen, von dem heissen Arbeitstempo, von dem ungeheuren Auftrieb, von der schaffenden Tatkraft, deren Sinnbild die auch architektonisch hervorragende Ruthenberg-Station (das Elektrizitätskraftwerk) ist.

Vom Flachdach eines hohen Neubaus übersah ich den weiten, glücklichen Bezirk. Der Kern ist bereits umgrünt, auf fünfhundert Bauplätzen schaffen rund 6000 Arbeiter; hier die grossen, ausgebauten Viertel, dort steigen phantastisch in unglaublicher Zahl zackige Mauerstümpfe aus der Sandwüste, hier der Rothschild-Boulevard mit Parkanlagen, dort ein Zeltlager und Bretterbuden in der Düne, Menschengewimmel auf den Gerüsten, zwischen den Häuserzeilen; Autohupen, das Geläute der Wagenglocken, trabende Kamelzüge, galoppierende Eselchen, Zeitungsausrufer, rauchende Schloten, das Stampfen des Elektrizitätswerkes, das Meer, der weite Blick nach Bne Berak, Sarona und Jaffa — ein berauschendes Panorama.

Der Abend bringt die Menschen näher, welche diesen Tag unter freiem Himmel am Aufbau von Tel-Awiw arbeiteten. In der hell beleuchteten Alenby-Strasse begegnet man die ganze Arbeitsarmee auf dem Spazierweg zum Meere.

Man gafft blöde. Zum ersten Male, noch bevor du in den Kolonien warst, siehst du das Wunder „Der neue Jischuw“. Wohl die Hälfte dieser Erdarbeiter, Maurer, Poliere, Steinhauer, Ziegelarbeiter, Gerüster, Tischler haben Mittelschulbildung, und kein geringerer Prozentsatz der Hilfsarbeiterinnen könnte sofort das Amt einer Lehrerin, Korrespondentin, Pflegerin, Buchhalterin an-treten. Sie sind jetzt am Feierabend alle, Männer und Frauen, weiss gekleidet, sehr einfach und sehr geschmackvoll. Wenn sie vor der Arbeiterküche, dem Lesesaal des Arbeiterheims, vor dem Theater, in welchem heute „Traviata“ in Szene geht, oder auf dem Strand, der in diesen heissen Tagen herrliche Kühlung spendet, in Gruppen beisammenstehen, möchte man ihnen die Judenhasser der deutschen, polnischen, rumänischen Universitäten gegenüberstellen. Sie mögen ihre Reihen mit den Dozenten, Professoren, Rektoren verstärken und mit diesen Söhnen und Töchtern der „minderwertigen Rasse“, die tagsüber am Bau, hinter der Drehbank, am Setzkasten standen, die Rotationssäge bedienen, Lasten schleppten, Ziegel formten, den Kampf der Geister austragen!

Geraume Zeit später — in den Bureaus der Architekten, Ingenieure, Industriellen wird bis neun Uhr und länger gearbeitet — bereichert das Strassenbild der Korso der bürgerlichen Familien. Durchaus ruhige, schöne

Erscheinungen. Auffallender Putz, Schmuck und die Ergebnisse des Gebrauches von Lippenstift, Augentstift, Puder sind nicht zu sehen. Eine dünne Schicht Neuangekommener sticht durch penetrante Aufmachung peinlich ab und muss nach Wochen verschwinden. Das Strassenbild lehnt sie ab.

Auf dem Wege zum Strandbad, im Bade, auf dem Rückweg traf ich gezählte zehn Wiener Bekannte (nachdem ich mit drei mir nahestehenden Männern selbst Verbindung gesucht und gefunden hatte). Aerzte, Ingenieure, Beamte, Industrielle, zwei Pioniere aus En Ganim und aus dem Emek, die eine dienstliche Verrichtung nach Tel-Awiw führte, einen Unternehmer, einen Rechtsanwalt. In der Bialik-Strasse sah ich durch das offene Fenster des Erdgeschosses eines Rohbaues (sie beziehen die unteren Etagen, während oben die Stockwerke aufgesetzt werden) einen Wiener Freund am Schreibtisch. Er ist hier Bankbeamter. Man sprach miteinander, als hätte man sich gestern am Ring getroffen. Keinem Zionisten älteren Jahrganges, der aus einer europäischen Stadt kommt, bleibt diese grosse Freude vorenthalten, den jüngeren Semestern sind solche Begegnungen in weit grösserer Zahl selbstverständlich.

Zehn Uhr nachts. Tel-Awiw singt. Wahrheitsgemäss: Es sind nicht bloss hebräische Lieder. Auch russische, polnische, deutsche. Vielsprachig und doch gleichgestimmt.

Von diesen hellen, freudigen Melodien der Nachtumklungen, schliesse ich den Bericht über meinen ersten Tag in der neuen jüdischen Stadt an der Küste von Judäa.

Spaziergänge in Tel-Awiw.



EL-AWIW wird das New-York, Jerusalem das Washington von Erez Israel," sagt mir ein führender zionistischer Beamter. Er ist ein ruhiger, überlegener Mann und fügt lächelnd hinzu, dass er sich bloss eines geflügelten, gut klingenden Wortes bediene. Andere beurteilen die Entwicklungsmöglichkeiten und die zukünftige Bedeutung der (hafenlosen) Stadt kühler, aber alle mit grosser Zuversicht. Der in unseren Diskussionsklubs beliebte Vergleich mit dem Wasserkopf auf dem Zwergrumpf ist hier noch keinem Schaffenden beigefallen. Und der bösen Fama (von beschränkten, oberflächlichen Touristen nach Europa gebracht), wonach die Pioniere aus den Kolonien die Stadt Tel-Awiw gering schätzen, ablehnen, bekämpfen, hassen, muss scharf entgegengetreten werden.

Unwahr! Ich habe mit Siedlern aus Judäa, aus dem Emek, aus Obergaliläa gesprochen, darunter mit solchen, die auf dem äussersten linken Flügel stehen. Der jüdische Farmer trägt kein Brett vor der Stirn, ist kein versumpfter, verdummter Hinterländer. Er würdigt die Bedeutung dieser Stadt, wünscht, dass sie nicht bloss ein

geistiges Zentrum, sondern ein industrielles Emporium werde, hat Verständnis dafür, dass hier die Lebensformen, die Lebenshaltung nicht sein können, wie sie im näheren En Ganim oder weiteren Tel-Jossef sind.

Unwahr, dass Tel-Awiw von ihnen als das „neupalästinensische Babel“ verdammt und gemieden wird. Man liebt die interessante, für Erez Israel überaus wichtige, von heisser Arbeit dampfende Neustadt im ganzen Lande und weiss, dass man sie benötigt. Die Konstruktion „Hie Tel-Awiw — hie Erez“ ist gefährlicher Unsinn und wird von den Schaffenden in Stadt und Land ebenso abgelehnt, wie sie gegen jenen Bruchteil der vierten Alijah eine Einheitsfront gebildet haben, für welchen diese Formel einen Sinn hätte.

Das Wachstum der Stadt.

Ich hatte das Bedürfnis, authentische Daten über das Wachstum von Tel-Awiw einzuholen und begab mich in den Magistrat. Der Beamte, an den ich gewiesen wurde, war, wie alle Funktionäre, mit denen ich hier in Fühlung trat, nicht von jener höflichen, glatten Oberflächlichkeit, die eine sachliche Aussprache unmöglich macht. Er bat um Präzisierung der Fragen und beantwortete sie nach Beschaffung der bezüglichen Aufzeichnungen in übersichtlicher, erschöpfender Knappheit. Ich erfuhr aus seinen Darlegungen, dass die übertriebenen Angaben über ein abenteuerliches, nicht zu übersehendes Wachstum des Häuserparks und der Bevölkerung auf das richtige Mass zurückzuführen sind. Das Wachstum ist gigantisch, auch wenn man nicht mit amerikanischen Uebertreibungen die jüdische Gasse in jubelnde Begeisterung versetzt, die

sich späterhin — je nach der Beschaffenheit unserer Juden — in Sorge, Skepsis oder leidenschaftliches Aburteil verwandelt.

Am 30. April zählte Tel-Awiw 30.000 Einwohner, die in 2300 Häusern und 820 Baracken und Zelten untergebracht waren. Der monatliche Zuwachs an Köpfen ist seit geraumer Zeit gleichmässig (also keine „Sturzwellen“) und beträgt durchschnittlich 1100 Seelen. Bauerlaubnisse wurden im März für 110, im April für 138, im Mai für 124 Häuser erteilt. Gegenwärtig sind 400 Häuser im Bau. Die Bauzeit für kleine Häuser beträgt drei, für grosse acht bis zehn Monate. Vom Oktober 1924 bis zum Mai 1925 hat sich die Anzahl der Geschäfte von 749 auf 902 erhöht, die der Handwerksbetriebe von 519 auf 579, der Industriebetriebe von 119 auf 152. Die Zahl der von den genannten Kategorien ernährten Personen ist während dieser Zeit von 3918 auf 4730 gestiegen.

Man untersuche diese Daten, welche die staunenswerte Entwicklung des neuen jüdischen Gemeinwesens kennzeichnen. Aber man messe auch an ihnen die Berechtigung des Fabelgerüchtes: „Wenn man nach vierzehn Tagen nochmals kommt, ist Tel-Awiw nicht wieder zu erkennen.“ Sie wollen, dass es ein Märchen ist. Indessen gedeiht hier prachtvolle reale Wirklichkeit.

Randbemerkung: Ich sah in fünf Tagen des Aufenthaltes keinen „Angeheiterten“ (geschweige denn einen Betrunkenen), viele Schach-, aber keinen Kartenspieler und bloss einen einzigen Strassenbettler (levantinischer Provenienz).

Das Einwandererheim.

Am Rande der Stadt, dem Lande zugewendet, in das es neue Pioniere senden soll, steht das Einwandererheim der Zionistischen Organisation. Ich besuchte es einige Stunden nach der Ankunft, denn ich wollte die Unterbringung der Chaluzim prüfen, die mit mir gereist waren, und ermitteln, wie lange sie hier bleiben werden.

Ausgezeichnet gehalten, peinliche, einladende Ordnung. Aber ein unwürdiger, überdies völlig unzureichender Schuppen. Am Vortage waren 270 russische Chaluzim aus Odessa angekommen, Märtyrer ihrer zionistischen Gesinnung, die im Kerker geschmachtet hatten, fast durchwegs Angehörige der Intelligenzberufe, aber, wie uns der Gehilfe des Heimleiters versichert, der beste, verlässlichste Teil der Alijah. Das Immigrationsheim hat Platz für 100, bei Notbelag für 130 Personen und müsste, wenn es den Anforderungen entsprechen soll, 500 Menschen Unterkunft bieten. Ehepaare, jetzt auch die sonstigen Ueberzähligen, werden in Herbergen geschickt. Der Chaluz bleibt bloss fünf Tage hier (früher 14 Tage und länger), ein Beweis für die wachsende Aufnahmefähigkeit der Kolonien und den steigenden Bedarf an Arbeitskräften.

Im Gespräch wiederholen sich die Klagen über die Qualität vieler Zertifikatisten. „Wir schicken sie längstens am sechsten Tage hinaus, aber ein grosser Prozentsatz kommt nach kurzer Zeit zurück. Man verdient in Tel-Awiw leichter und besser, die Stadt lockt und der begeisterte Wille, unbedingt auf dem Lande zu arbeiten, um den Boden für das Volk zu erschliessen — er war

bei der früheren Alijah selbstverständlich —, beseelt jetzt nur einen geringen Teil der Neuangekommenen aus dem Osten, welcher das grösste Kontingent stellt.“

Es muss hinzugefügt werden, dass bis zum Einsetzen der neuesten polnischen Massenwanderung die polnische Chaluzjugend zu der Avantgarde der zionistischen Pioniere gehörte, weiterhin gehört und die Nachkommenden ebenso scharf kritisiert wie mein Gewährsmann.

Wer dieses armselige Einwandererheim sieht, diese Notstandsbude, die so traurig von dem weiss schimmern den Tel-Awiw absticht und doch die letzte Sammelstation unserer für absehbare Zeit wichtigsten Menschen ist; wer von einwandfreien, über die Tatsachen, die sie melden müssen, selbst bestürzten Fachleuten von der rapid sinkenden Qualität des Chaluz erfährt, der überblickt den ganzen Jammer unserer lächerlichen Budgetposten, welche die Erziehung der Jugend für die landwirtschaftliche Arbeit und ihre Ueberpflanzung nach Erez Israel sowie deren würdige Unterbringung bis zur Arbeitszuteilung zu bestreiten haben.

Der Seismograph der Landwirtschaft.

Seitlich vom Herzl-Gymnasium, in dessen Hof soeben die Mädchen Turnstunde halten, während im Musiksaal das Orchester probiert und im Garten der jüngste Jahrgang Setzlinge pflanzt, ist in einem sehr bescheidenen Gebäude der Seismograph für den Stand der jüdischen Landwirtschaft untergebracht, die von Professor Warburg geleitete landwirtschaftliche Versuchsanstalt.

Hätte sie doch schon zumindest ein Jahrzehnt der Forschungsarbeit hinter sich (sie besteht vier Jahre) und stünden doch genügend Mittel bereit, diese „Hadassah der Landwirtschaft“ schleunigst so auszugestalten, dass sie allen Anforderungen gewachsen ist! Der Agronom Zemach sowie andere Leiter und Leiterinnen einzelner Abteilungen des Instituts belehrten mich über Sinn und Zweck der Versuchsanstalt.

Was ich hörte, ist auch für den Laien so wichtig und für die Kenntnis des landwirtschaftlichen Aufbaues so dringend nötig, dass ich versuchen muss, das Gehörte zusammenfassend wiederzugeben.

Die besondere Schwierigkeit der Bepflanzung des palästinensischen Bodens liegt darin, dass hier nicht jungfräulicher Boden der Kultivierung harrt, wie etwa in Kalifornien. Man steht einer alten, vernachlässigten Kultur gegenüber, mit allen Uebeln tief eingefressener, niemals bekämpfter Kulturkrankheiten belastet. Wo der Landwirt intensiv zu arbeiten beginnt, hat er die Sisyphusarbeit der Ausrottung schwerer Krankheiten von Pflanzen und Tieren zu verrichten und das stümperhafte Herumexperimentieren der Pioniere hat Unsummen von Geld verschlungen, die Arbeitskraft gelähmt, die besten Elemente zur Verzweiflung gebracht.

Es ist viel Wasser in den Jordan geflossen, bevor unsere Landwirte sich überzeugen liessen, dass man beispielsweise nicht ohneweiters holländisches Vieh oder ausländische Reben nach Erez Israel bringen, dass man ohne gründlichste Kenntnis der Besonderheiten des Bodens, seiner Anomalien und Krankheiten nicht intensiv wirtschaften kann. Bis in die jüngste Zeit musste

sich die Versuchsanstalt darauf beschränken, die Fragen der Bodenbeschaffenheit, der zu wählenden Düngemittel und ihrer Anwendung, der zu pflanzenden Sorten, der Art der Bodenbearbeitung zu studieren und über die Ergebnisse zu belehren. Wie stümperhaft kolonisiert wurde, geht daraus hervor, dass man dank der Wirksamkeit der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt jetzt zwanzig- bis vierzigmal so viel Düngungsmittel dem Boden zuführt wie vor drei und vier Jahren.

Von besonderem Interesse sind die Arbeiten der pathologischen Abteilung, welche dem Studium der Krankheiten von Pflanzen und der Bekämpfung schädlicher Insekten gewidmet sind. Nach langwierigen, für die betroffenen Landwirte allzu langwierigen Forschungen konnte man zu wirksamen Demonstrationen gegen böse Krankheitsbringer und Schädlinge, wie zum Beispiel die Olivenfliege, schreiten. Wie sehr das Vertrauen zu der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt jetzt auch schon in den Siedlungen des alten Jischuw gefestigt ist, geht aus einem Auftrag von Petach Tikwah hervor, der gerade eintraf, als ich mich in den Laboratorien der Versuchstation aufhielt: die Versuchsanstalt hatte geraten, einen Orangenschädling, die sogenannte weisse Zitrus-Wollaus, durch Ansetzung einer diese Laus vertilgenden Käferart zu beseitigen. Die Kolonie übersandte die nicht unbedeutlichen Geldmittel, damit eine entsprechende Zahl dieser Käfer im Ausland angekauft werden könne.

Die chemische Abteilung hat nicht nur die täglich wachsende Zahl der angeforderten Analysen zu bewältigen. Sie arbeitet auch für die Zukunft. Gegenwärtig wird insbesondere die Anbaufähigkeit der Zuckerrübe in den

verschiedenen Landstrichen und ihre industrielle Verwertung geprüft. Die chemische Forschungsarbeit hatte vielfach bloss den Erfolg, dass man feststellen konnte, welche Sorten in den einzelnen Kolonien künftig nicht zu pflanzen sind. Auch diese negativen Ergebnisse haben begreiflicherweise grossen praktischen Wert.

Die Versuchsanstalt ist aber auch ein eifriger Wanderlehrer und Propagandist für gesunde Neuerungen geworden. Sie verbreitet die Blumenkenntnis, erteilt durch Bestellung von Versuchsfeldern in sämtlichen Kolonien Anschauungsunterricht über die vorteilhafte Anwendung chemischer Düngemittel, gibt durch periodische Flugblätter wichtige Instruktionen und rechtzeitige Warnungssignale. Während der diesjährigen Ernte besuchte ein Abgesandter des Instituts mit einer kleinen Dreschmaschine die einzelnen Siedlungen, nahm Proben der Frucht, und in kurzer Frist hatte der Landwirt ein verlässliches Gutachten über Qualität, Wert und Verwendbarkeit seines Getreides in Händen.

Derartige Räume, in denen Pflanzen gepresst, winzige Mengen gewogen, Mikroskope vorsichtig eingestellt, Eprouvetten geschüttelt, Retorten ans Feuer gesetzt und Statistiken errechnet werden, pflügt der Tourist links liegen zu lassen.

Auch im Film wirkten der Jüngling, der mit geschulterter Sense durch die Landschaft schreitet, der Wächter mit der Büchse am Rücken, das Mädchen im Kuhstall, das blühende Tabakfeld und der früchteschwere Orangerain eindrucksvoller und dekorativer als ein Gang durch die Kabinette der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt.

Es ist Zeit, dass man die ausschlaggebende Bedeutung dieses Forschungsinstituts erkennt und schleunigst dem Keren Hajessod die Mittel für seine zeitgemässe Ausgestaltung gibt. Wenn es nicht erst vier, sondern schon etwa zehn Jahre bestünde, hätte man noch weit wirksamere Filme kurbeln können.

Mikweh-Israel.

Ganz nahe von Tel-Awiw laden ein Gittertor und jene schattige Allee hochragender Wipfel, welche dem Publikum der europäischen Propagandafilmaufführungen wohlgefällt, zum Besuche der landwirtschaftlichen Schule und Farm Mikweh-Israel ein.

Weniger einladend war der Empfang, den uns die Leitung der Anstalt bereitete. Der stellvertretende Direktor liess uns von einem Zögling zu einem Lehrer geleiten, der weder Zeit hatte, unseren höflichen Gruss zu erwidern, noch Lust, uns Mikweh-Israel zu zeigen. Wir wussten ihm später für seine Unfreundlichkeit Dank. Der Knabe nämlich, den das Verhalten seines Erziehers sehr in Verlegenheit setzte, übernahm kurz entschlossen selbst die Führung. Zweckmässiger und klüger hätte man Gartenkultur und Getreidebau, Hühner- und Bienenzucht, Baumschule und Versuchsfelder, Stallungen und Werkstätten, Bewässerungsmassnahmen und Zierpflanzenbeete, das ganze Areal von 2617 Dunam gemischter Wirtschaft bestimmt nicht erklären können, als es dieser Knabe tat. Der 15jährige Mikweh-Israel-Schüler war das helle Entzücken meines trefflichen Reisebegleiters, eines Zionisten aus der Tschechoslowakei, der sehr viel Verständnis für Fragen der Bodenkultur hat.



Eine Gruppe von Frauen bei der Bauarbeit.

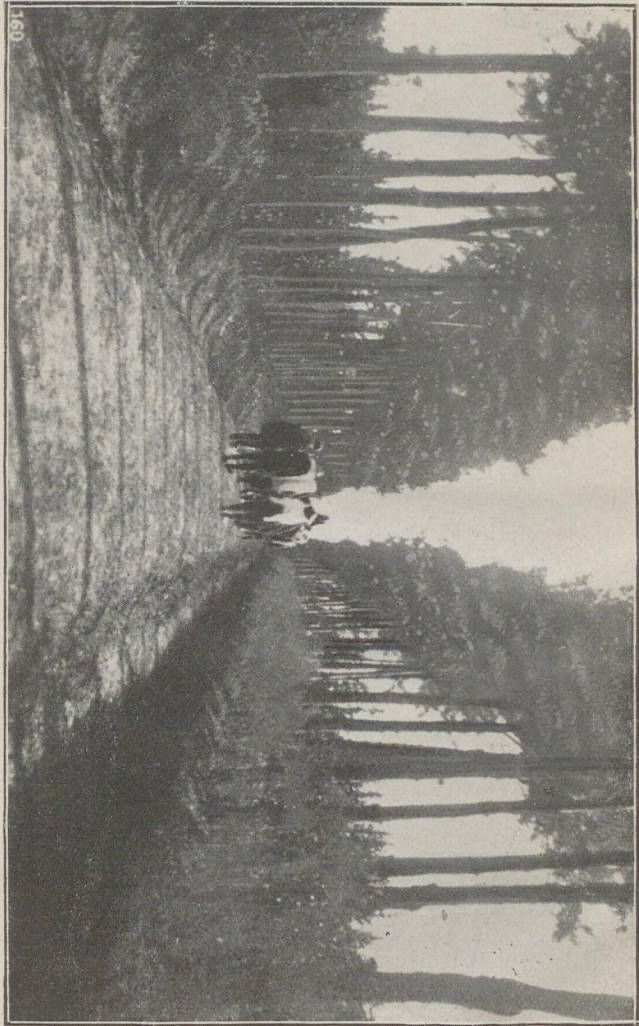


Bild aus Mikveh-Israel.

Unser jugendlicher Mentor versäumte es nicht, seine Gäste zum Grabe des edlen Charles Netter zu bringen, der vor 55 Jahren die Anstalt gründete. Das Grabdenkmal steht auf einer Anhöhe. Man überblickt hier die tiefgrüne, von Palmen, Zypressen, Eukalyptus überschattete Oase in der Sand- und Steinwüste, den reichen, hundertfältige Frucht tragenden Garten der Jugend, wie ihn der Schöpfer anlegte, um ein krankes, entwurzelttes Geschlecht an die rettende Scholle zu binden. Der begeisterte Erzieher jüdischer Jünglinge zur Landwirtschaft wurde von der zehrenden Krankheit bitterer Enttäuschung befallen, die in Palästina grausamer am Lebensmark nagt als die Malaria. Bevor man ihn hierher trug, musste Netter erleben, dass für den grössten Teil seiner Schüler Mikweh-Israel eine Episode war. Sie blieben nicht bei der Stange und kehrten zu den Berufen zurück, aus denen er sie für das Volk erretten wollte. Weit mehr als die Erinnerung an sein Pionierschicksal bewegt uns beim Anblick der blühenden Farm und ihrer gegenwärtigen Bepflanzer der Gedanke, dass er die Renaissance von Mikweh-Israel nicht sehen durfte. Der Junge, der uns zum Grabe führte, die neue Generation der Kolonistensöhne, die hier eine dreijährige Ausbildung geniessen, sind von Netters Geist befruchtet.

Sie kamen ein wenig verspätet, die echten Netterschüler. Herzls Geist hat sie hieher gebracht und sie fanden nur mehr Netters wohlgepflegte Gruft vor.

Diese Anstalt der Alliance Israelite Universelle ist für den neuen Jischuw wichtig geworden. Neben

den 140 ordentlichen Schülern (es sind einige Araber unter ihnen) werden jetzt auch 80 ausgewählte Chaluzim praktisch unterwiesen. Hier ergänzen sie ihre europäische Lehrzeit durch die nötige Kenntnis der Besonderheit palästinensischer Landwirtschaft. Eine wichtige Bereicherung von Mikweh-Israel ist das interessante (übrigens herrlich duftende) Tabakmagazin. Bisher sind aus verschiedenen Kolonien 26.000 Kilogramm ausgesuchter und gepresster Tabakblätter eingeliefert worden. Fachleute übernehmen die Fechsungen, ordnen sie nach Jahrgang und Provenienz, schützen sie durch richtige Lagerung und Behandlung vor Entwertung.

Als wir aus dem kühlen Gewölbe traten, wimmelte der Wirtschaftshof von tätiger Jugend. Sie kamen von Garten und Feld, versorgten das Vieh, wuschen sich — alles in jenem freudigen, beschleunigten Tempo, welches junge, gesunde Menschen einlegen, wenn die Mahlzeit winkt.

„Tozereth-Haaretz.“

Mikweh-Israel ist ein lebendes Bild aller Pflanzen, die im Lande gedeihen oder bei richtiger Pflege gedeihen müssen, aller Nutztiere, die das Klima vertragen oder bei zweckmässiger Wartung, Ernährung und Kreuzung vertragen werden. — Es fügte sich gut, dass ich unmittelbar nach diesem Ausflug ein anderes, ergänzendes lebendes Bild in der Rothschild-Strasse sah, das Museum für heimische Produktion (Tozereth-Haaretz). Der Fachmann muss diese permanente Ausstellung besuchen und der Laie erst recht.

Was erzeugt der neue Jischuw in Erez Israel und welche Industriegebiete werden sich in nächster Zukunft erschliessen? Herr Agr. S. Joffe, der das Institut leitet, bemerkt vor Antritt unseres Rundganges, dass dieses Museum nicht bloss zur Information der Neueinwandernden und Touristen diene. Man müsse die Palästinenser dazu erziehen, die heimische Produktion zu bevorzugen, soweit sie bereits vorhanden ist.

Die Fülle und Buntheit der Erzeugnisse, die in Vitrinen übersichtlich angeordnet sind, ist tatsächlich überraschend. Besonders günstig entwickeln sich viele Zweige der Lederindustrie. Alle Sorten von Taschenerwaren, aus inländischem Leder gearbeitet, sind hier zu sehen, ferner Strapaz- und Luxuschuhe in allen Ausführungen. Es wurde mir mitgeteilt, dass die palästinensische Schuhindustrie den Inlandsbedarf heute schon bis zu 80 Prozent decken kann. Ausgezeichnete Präparate belehren darüber, wie verschiedenartig die Qualität und Eignung des Eukalyptusholzes ist, je nach dem Boden, auf dem der Baum gepflanzt wurde. (Der Eukalyptusstamm findet für Erzeugung von Telegraphenstangen, als Furnierholz und für Zündhölzchenfabrikation Verwendung.) Erfreulich, dass es bereits eine Pflugfabrik im Lande gibt und Eisen giessereien, in welchen aus Altmaterial insbesondere Wasserpumpen und Mühlenbestandteile angefertigt werden.

Ich will jetzt kunterbunt, wie ein Marktschreier herzhählen, was der Industriefleiss des neuen Jischuw ausstellt: Schuhbänder und elektrische Taschenlampen

samt Batterien, Fensterjalousien und Eiskästen, Zwirne (aus ausländischen Garnen) und Stahlfedermatratzen, Pflüge und Drucklettern für Handsetzerei (eine Exportware nach der näheren Levante), Produkte einer neugegründeten Mützenkonfektion und vielerlei Wirkwaren, einfache Gelbgussgegenstände und Seidenwaren von orientalischer Pracht, Parfüme, welche, wie mir versichert wird, die französische Konkurrenz aufnehmen können, und Insektenpulver, kunstgewerbliche Gegenstände aus dem Bezalel und Desinfektionsmittel, Schuhpaste und Keramiken. Und als anmutiger Aufputz der sachlich-ernsten Schaukästen sind die schönen, farbenprächtigen Handarbeiten des Frauenerwerbvereins in den Sälen verteilt. Nicht unwesentlich, dass die Verpackung für die unterschiedlichen Waren nicht mehr eingeführt werden muss. Eine palästinensische Kartonagenfabrik liefert Pappschachteln jeder Gattung. In der landwirtschaftlichen Abteilung, die besonders stark frequentiert ist, hält gerade ein Fachmann an der Hand von Präparaten einen Vortrag über die Notwendigkeit und die glänzenden Aussichten des Rübenbaues, der Zuckerfabrikation und Spirituserzeugung. Beide Industriezweige sind erforderlich, wenn man Vieh mästen will. Geschliffener Marmor von herrlichen Tönen weist auf die Zukunft der palästinensischen Marmorindustrie hin, die 3000 Arbeitern Beschäftigung geben wird.

Ein totes „Museum“, das man links liegen lassen müsste, wenn das brausende Leben des neuen Landes und dieser rasend arbeitenden Stadt lockt? Nein, eine Kraftstation, die man gesehen und in ihrer Kompliziert-

heit begriffen haben muss, bevor man die Arme schaffen sieht, die sie speisen.

Am Heimweg ins Quartier wird es plötzlich still um mich, Ueberraschend, wie die Dunkelheit in Erez Israel einbricht. Unvermittelt sind die Stimmen der Arbeit verstummt. Die Frommen wandern in eine Unzahl von Bethäusern, die Halbfrommen in eine riesige, halffertige Synagoge, über die sich, bloss durch ein paar Holzbalken getrennt, Gottes gestirnter Himmel wölbt, in den Fenstern Kerzenlicht, die Arbeiter, in frisches, weisses Linnen gehüllt, am Spaziergang zum Meere, Feststimmung überall — Sabbat in Tel-Awiw.

Erste Fahrt über Land.



ERSTE Fahrt über Land, über totes Land. Das sagenhafte, bunte, duftende Blumenkleid, welches während des palästinensischen Frühlings Täler und Hügel deckt, ist abgefallen. Die unerbittliche Sonne, glühende Winde, der frëssende Staub haben den Kulissenzauber abgeräumt, die leuchtenden Farben weggewischt. Es war ein schön gesticktes Leichentuch.

Nackt liegt die gesteignete Erde da, zerschunden, mit verkrusteten Beulen bedeckt, fahl wie die Leiber der Kamele. Königliche Taxushecken haben sich mit trotziger Kraft in den Strassensaum verbissen und treiben frische gelbe Blüten. Palmen strecken ihre Fächerarme über das Staubmeer, Raubvögel kreisen, Schakale schleichen, es muss Aas modern zwischen den Steinfalten der Berge und auf den zerrissenen Feldern.

Wanderer, der du das Land sehen willst, welches die Söhne deines Volkes für uns erlösen wollen, erarbeiten müssen — suche es auf, wenn die vielbesungene Fata Morgana der palästinensischen Frühlingspracht verschwunden ist, damit du die Grösse der Aufgabe ermessen kannst, den Heroismus der Siedler, das Wunder der bisherigen Leistungen. Ueber die Nablus-

strasse nach En Ganim, zu der Kwuzah Biberachah. Dieser erste Ausflug zu Pionieren der Landerschliessung ist nicht zufällig angesetzt. Ich wollte zunächst eine kleine Gemeinschaft junger Menschen sehen, die sich in den Jugendmanipeln europäischer Länder für Erez Israel vorbereitet hatten. Die Kwuzah zählt zwölf Mitglieder, darunter drei Ehepaare. In der Küchenbaracke arbeitet eine sehr geschätzte Gesangskünstlerin. In freien Stunden erteilt sie im nahen Petach-Tikwah Gesangsunterricht, im Winter konzertiert sie in Jerusalem, Tel-Awiw, Haifa, Alles für die Kwuzah. Ihr Mann, ebenfalls Musiker, kehrt soeben mit dem Milchwagen aus Tel-Awiw zurück. Nacht für Nacht um die zweite Morgenstunde spannt er ein und bringt die gewonnene Milch nach Tel-Awiw zum Verkauf.

Das lässt sich leicht berichten. Die Durchführung ist schwieriger. Der Weg — wir haben ihn soeben im Auto zurückgelegt — ist in finsternen Nächten nur für einen sehr gewandten, ortskundigen und geistesgegenwärtigen Wagenlenker befahrbar. Und in der Regenzeit verzehnfachen sich die Hindernisse, die zu überwinden sind. Vor einigen Wochen wurden ihm unterwegs, trotz kräftiger Gegenwehr, die Milchkannen geraubt. Kutscher und Gespann blieben unversehrt. Er fuhr zum nächsten Wachkommando. Noch in der nämlichen Nacht wurden die Räuber festgenommen.

Mancher wohlmeinende Leser wird diese Mitteilung für „taktisch unklug“ halten. Ich glaube, sie ist nötig. Unsere Juden sollen wissen, dass das Werk der Pioniere hart und gefahrvoll ist. Vielleicht wird doch von hundert „Palästinafreunden“ ein einziger an dieser

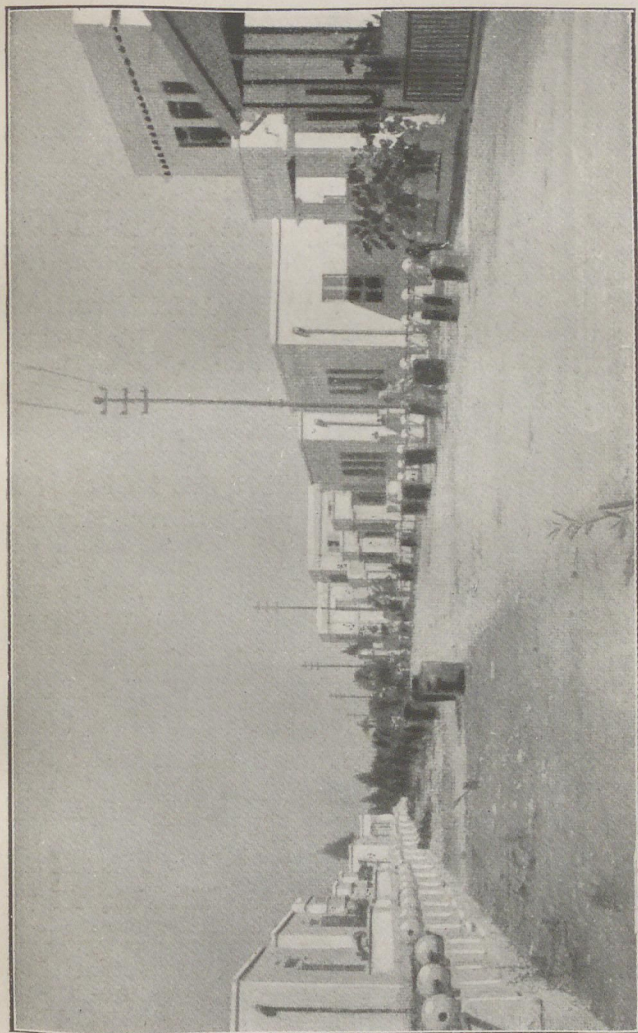
palästinensischen Lokalnotiz ermeszen, wie schmachvoll gering seine Geldleistungen für Erez Israel sind.

Frisch und heiter, wie die schöne Köchin der Kwuzah, sind die anderen Mädchen und Frauen. Ein Mädchen von hünenhafter Gestalt führt soeben die Tiere aus dem besten Gebäude der Siedlung, dem Kuhstall, ins Freie und kühlt sie mit dem Spritzschlauch. Eine andere Gefährtin allerdings liegt mit Fieber in der „Sommervilla“, der luftigen, abseits für die heisse Zeit gebauten Baracke. Möglicherweise Malaria.

Man soll es wissen. Es ist ein junges, blühendes Geschöpf und hat sich freudig der Gefahr der Vergiftung des Körpers durch die Fieberseuche ausgesetzt. Für die jüdische Gemeinschaft. Auch für diejenigen, die sich bei der Nachricht vom Opferleben der Palästinapioniere in die Brust werfen und es in der Kunst, sich der Besteuerung für das Aufbauwerk zu entziehen, zur Meisterschaft gebracht haben.

Die Kwuzah setzt sich aus tschechoslowakischen und polnischen Juden zusammen. Ein Mädchen aus Haifa, seit zwölf Jahren im Lande, hat sich der Gruppe angeschlossen, die in verehrungswürdiger Treue, in edelster Freundschaft vereinigt ist. Die Mischung ist bemerkenswert. Lösung des Problems: hie Ostjuden — hie Westjuden, durch die Tat. Zwei junge Chaluzim, aus der Gruppe jener zukünftigen Schafzüchter, die ich als meine Reisegenossen vorstellte, sind für kurze Zeit zwecks Sammlung praktischer Erfahrungen eingeteilt.

Es ist eine Schulfarm, diese kleine Siedlung auf Nationalfondsboden. Nicht bloss für die jungen Pflanzler



Das Tschlenow-Viertel in Tel-Awiw.



Wäschetag in einer Kolonie des Emek.

und Viehzüchter, die hier intensive Wirtschaft treiben. Auch für den alten Zionisten, der aus Europa kommt. Ich danke der Kwuzah Biberachah für Stunden der Erhebung und Belehrung.

Am Rückweg Einkehr in Petach-Tikwah. Dieses polnisch-jüdische Städtl Judäas bekommt frischen Zugang. Die vier Geschwister aus Bialystok — meine Leser kennen sie — traf ich schon bei der Arbeit im neu erworbenen Vaterhause.

Alle erreichbaren Familienmitglieder kamen in die Stube, der Samovar summte, Gebäck wurde aufgetragen und es war nicht leicht, aufzubrechen. Die Jungen begleiten uns bis zum Dorfplatz. Sie sehen hier alles, was der neue Jischuw ausmerzen muss. Nach den blutigen Unruhen im Mai des Jahres 1921, welchen die langjährigen arabischen Arbeiter von Petach-Tikwah mit Genugtuung zusahen (denen sie vielleicht Vorschub leisteten), haben die Plantagenbesitzer der tapferen jüdischen Selbstwehr, die Hilfe brachte, versprochen, künftig nur jüdische Hilfskräfte zu verwenden. Das Versprechen wurde nicht gehalten.

Hoffentlich wird die Nachbarschaft von En Ganim und der Geist der neuen Jugend in der Kolonie selbst erzieherisch wirken.

Rückkehr der Juden zur Urproduktion und Bestellung des Bodens durch arabische Arme sind kontradiktorische Gegensätze.

Bne Berak, die neue, fromme Siedlung, liegt auf einer Anhöhe mit weitem Ausblick. Herr Isaak Gerstenkorn, der verdiente Begründer und Leiter dieser Kolonie, für hundert Familien aus Warschau und Lodz angelegt, übernimmt die Führung. Mit bewundernswerter Hingabe haben die bisher angesiedelten Familienväter und die arbeitsfähigen Familienmitglieder den grossen Kuhstall gebaut, eine Wasserleitung über den Berg zu den einzelnen Holzbaracken gezogen und eine imposante, zementierte „Freitreppe“ aufgerichtet, die zu einem Aussichtspunkt führt, recht kostspielig war, und deren praktischer Wert (in diesem Anfangsstadium) nicht einzusehen ist. Die Milchwirtschaft ist gemeinsam. Ansonsten ist Einzelwirtschaft der Familien vorgesehen.

Vollbetrieb in den beiden Mädchen- und Knabenschulen. Ich sah die ausgezeichnet gehaltenen Kinder beim (natürlich neuhebräischen) Unterricht und bewunderte in der provisorischen Synagoge eine uralte Menorah und eine Anzahl antiker, prachtvoller Thoraklider, welche die Judengemeinde Rawitsch den nach Erez Israel Ziehenden mit auf den Weg gab.

Angebaut ist noch nichts oder so gut wie nichts. Vorläufig ist schwere, sehr schwere Erdarbeit zu leisten. Die Kühe werden mit Pressheu gefüttert, das aus Aegypten kommt und dementsprechend teuer ist. Ein Chaluz aus dem Emek, der uns begleitete, trug sofort ein grosses Quantum Heu seiner Kwuzah an. Ich bin kein Fachmann. Vielleicht ist meine Verwunderung darüber unangebracht, dass nicht (durch zweckmässige Evidenzhaltung und Instradierung seitens der Zentralleitung) im Lande, von jüdischen Bauern ge-

fechtestes Heu nach Bne Berak dirigiert wird, statt es aus Aegypten zu holen.

Berufene Fachleute haben am Anfangsstadium dieser Familienkolonie, die ein Städtchen mit Eigenwirtschaft werden soll, manches auszusetzen. Auf die Familie kämen zehn, in einzelnen Fällen bloss fünf Dunam nicht sonderlich geeigneten Bodens. Weiteren Grund in unmittelbarer Nähe zu erlangen, sei fast ausgeschlossen und den grössten Teil des verfügbaren Kapitals habe man in die Barackenbauten, die Wasserleitung und die erwähnte Aussichtstreppe gesteckt.

Indessen sehe ich den Vollbetrieb der Arbeit von Männern aller Altersklassen und die frohen Augen der Neuangekommenen, mit denen ich auf der „Vienna“ reiste. Ein noch rüstiger Graukopf, der mit Kindern und Kindeskindern übersiedelte, wird eine Wäschekonfektion einrichten, die zahlreiche Mitglieder der Siedlung beschäftigen kann.

Im Erdgraben, der jetzt ausgehoben wird, auf den Zimmermannsplätzen und Holzgerüsten schaffen Männer, die ihr bisheriges Leben im Kramladen verbrachten, und eine junge Mutter, eine meiner Reisegefährtinnen, die gestern erst aus der Quarantäne nach Bne Berak kam, führte Klage, dass sie noch keine Arbeit zugewiesen erhielt.

„Das Vieh steit un a Trink!“ antwortet ein halbwüchsiger Junge dem graubärtigen Zimmermann, der ihn mit einer Sondermission betrauen wollte, treibt den Maulesel an und eilt dem Stall zu.

Seine rasche Entscheidung für das Wichtigere
klingt mir beim Verlassen der Siedlung ins Ohr. Möge
Bne Berak, von Strenggläubigen im Schweisse des
Angesichts und in Gottvertrauen gebaut, glücklich
gedeihen!

In Jerusalem.



ALS ich aus dem Hotel trat, vom Sonnenlicht der elften Vormittagsstunde geblendet, und in der begreiflichen Erregung des eben Angekommenen, der nichts Geringeres vorhat, als zum ersten Male durch die Gassen Jerusalems zu gehen, sprach ich zwei Passanten an, die durch typische Kleidung als Chaluzim zu erkennen waren.

Kurze Arbeitshosen, nackte Beine, grobe Schuhe, keine Kopfbedeckung, Mörtelflecken auf Gesicht und Armen und den Werkzeugkasten geschultert.

Ich bat sie, mir den Weg nach dem Damaskustor zu weisen. „Schalom, Herr Doktor!“ rief der eine und streckte mir die Hand entgegen. „Wir kennen uns aus Wien.“ Damals war er Oberleutnant und nahm nach dem Zusammenbruch an der Organisierung des jüdischen Schutzes teil. Jetzt ist er nach mannigfachen Abenteuern qualifizierter Arbeiter in Jerusalem. Er legt im Lokal der Kooperative „Cheruth“ das Werkzeug ab — es ist Mittagspause — und übernimmt die Führung. Quer durch das Gassengewirr der Altstadt, zur Klagemauer und zur weißschimmernden weiten Fläche des Tempelplatzes mit der Omar-Moschee, dann über verbotenem Weg auf der Stadtmauer zu einem Punkte, der Ausblick, über-

wältigenden Ausblick auf Skopus, Oelberg und den Berg des Verderbnisses gewährt, Kletterpartie in ein dunkles, kühles Verliess, den Endkanal unterirdischer Gänge, dann zurück durch die Judengassen zum Davidsturm. Welch ein Weg und Welch eine Stunde! Die Buntheit der Menschen und Tiere wird nicht gesehen, der Diskant der Rufe und Gesänge nicht gehört, man gafft hinauf zu den Steinmauern, welche die beängstigend engen Gassen säumen, empor zu den weissen Häuptern der Bergstadt Jerusalem.

Unfasslich, wie jung die mächtigen Ruinen aussehen. Haben sie die Gebete, die sehnsüchtigen Seufzer konserviert, die aus den Herzen der Gläubigen aller Riten und aller Länder dieser Stadt zuströmen, hat sie die Sonne gebeizt oder ist es das Gebot einer höheren Macht, die ihnen ewige Jugend gibt? Der Davidsturm sieht aus, als hätte er kaum hundert Jahre auf dem Buckel, und die Mauer Suleimans des Prächtigen, die allerdings erst vierhundert Jahre zählt, könnte gestern vollendet worden sein. Auch die ältesten Reste, soweit sie unter den vielfach geschichteten Kulturen, die sie verschüttet haben, hier und dort hervorragen, sind von trotziger Kraft und der Zahn der Zeit hat schwere Arbeit.

Im Auftrage der Hebräisch-archäologischen Gesellschaft legt jetzt der erfolgreiche, tatkräftige Forscher Dr. Meier die agrippinische Stadtmauer bloss. Staunenswert, wie haarscharf die mächtigen, glattrandigen Steinblöcke aneinander gefügt sind, die im Jahre 40 der neuen Zeitrechnung hieher gesetzt wurden, und der Mosaikboden einer Kapelle, im sechsten Jahrhundert am Rande der mächtigen Grundfesten der Umwallung gebaut, in

seiner üppigen Buntheit frisch wie am ersten Tage. Herrliches, edelstes Baumaterial birgt das alte, zerrissene, geschändete Land in Fülle, der stärksten Lichtwirkung nicht minder trotzend als den Stürmen und Regenstürzen des palästinensischen Winters. Der neue Jischuw wird es zu nützen wissen.

Ich kam nicht, um in heiligen Ruinen zu träumen und den Stimmen der grossen Vergangenheit zu lauschen. Ich will die Entwicklung des neuen jüdischen Lebens sehen. Auch in Jerusalem.

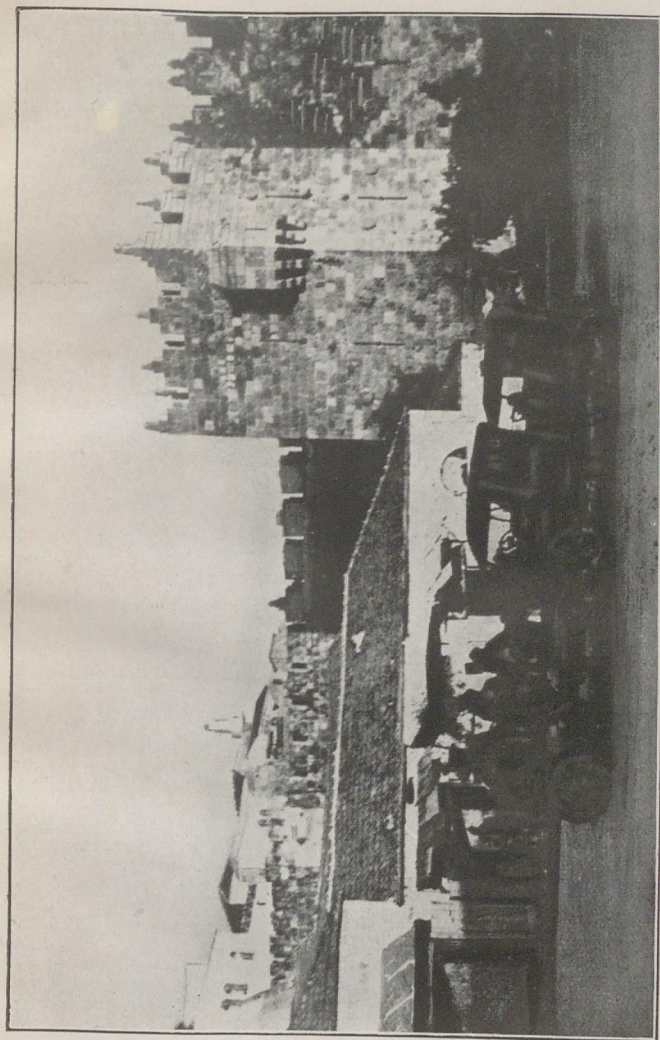
In der Nationalbibliothek — sie liegt auf einer Anhöhe und vom Söller blickt man über die tiefliegende Stadt zur Universität auf dem Skopusberge — empfängt mich Herr Dr. Hugo Bergmann mit der angenehmen Feststellung, dass Wien gegenwärtig für die Bibliothek sehr Erspriessliches leiste. Er gedenkt insbesondere der vorbildlichen Bemühungen des Wiener Arztes Dr. Nathan Korn um das Wachstum der Bibliothek sowie des Weltverbandes der jüdischen Studenten. Es ist natürlich von grossem Interesse, dass wirklich wertvolle und nützliche Druckwerke als Liebesgabe der Bibliothek übersendet werden. Als Beispiel einer sehr willkommenen und zweckdienlichen Spende zeigt man mir auf einem Regal die von Antwerpener Zionisten sinnvoll angeschaffte, ziemlich erschöpfende, gut gebundene Sammlung von Werken über belgische Kunst. Obwohl vor Jahresfrist das Nachbarhaus, ein kühles, ruhiges, vornehmes arabisches Privathaus, für die Unterbringung von Bibliotheks-

beständen erworben wurde, sind natürlich die Räume noch immer höchst unzureichend.

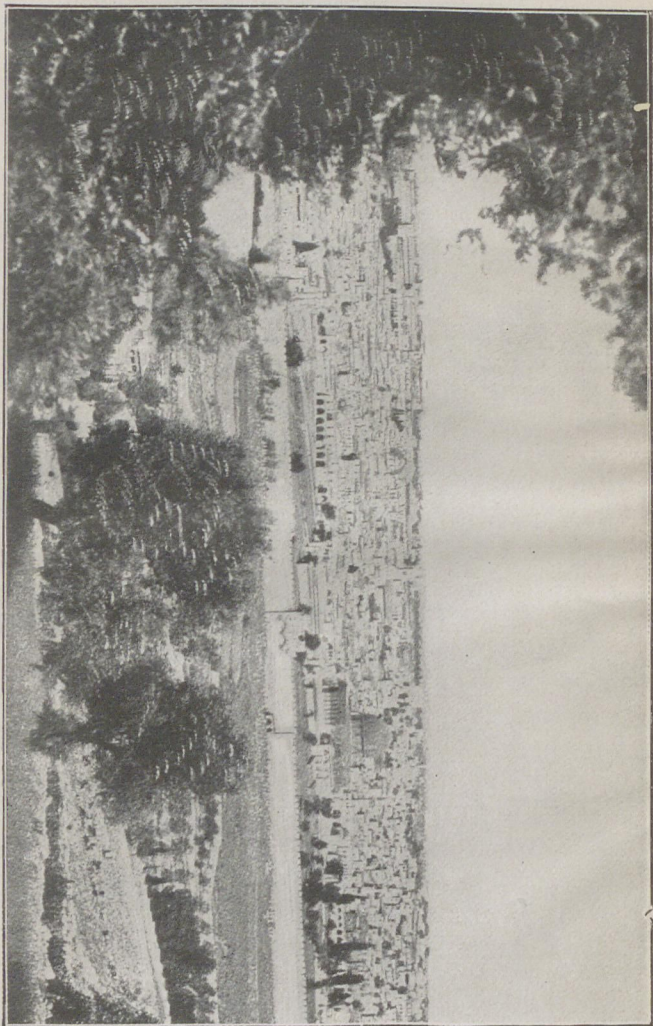
Unsere nationale Bücherei wohnt sozusagen nicht besser als der Chaluz in den jungen Siedlungen. Hart stossen die mächtigen Bücherstapel einander im Raume. Zwischen diesen beängstigend dicht gedrängten Regalen des Amtes zu walten, zu forschen und der wissenschaftlichen Forschung anderer zu dienen, ist wahrhaftig „schwarze Arbeit“. Dankbar erwähnt Bergmann den glücklichen Einfall eines praktischen Freundes, der den Mittelgang zwischen den Regalen mit Verbindungsstücken überbrückte und so 1000 unterkunftslosen Bänden eine Heimat schuf.

In dem (wirklich traurig engen) „Lesesaal“ herrscht grosse Frequenz. Insbesondere in den Spätnachmittagsstunden, wenn jüdische Arbeiter hier den Feierabend zur Lektüre und zu Studien benützen. Man erzählte mir mit freudiger Genugtuung, dass jetzt schon sehr viel Jerusalemer „bodenständige“ Jugend die Bibliothek besucht und dass sie auch von christlichen Kreisen, namentlich von Priestern, ferner von arabischen Gelehrten frequentiert wird.

Ein Glaskasten enthält die kostbarsten, seltensten Stücke der Nationalbibliothek, darunter das erste hebräische Drama von Luzatto, welches im Jahre 1743 in bloss 50 Exemplaren für die Teilnehmer einer Hochzeit aufgelegt wurde. Die Schüler von Erez Israel lesen es jetzt, es gehört zum eisernen Bestand der Mittelschullektüre, wie etwa in Deutschland Lessings „Minna von Barnhelm“.



Die Stadtmauer von Jerusalem.



Blick auf Jerusalem vom Ölberg.

Nicht weniger bemerkenswert ist eine andere Vitrine, in der man die beiden Originale der Bannflüche unserer Orthodoxen gegen die Gründung der Nationalbibliothek sowie gegen die Eröffnung der hebräischen Universität bestaunen kann. Knapp neben diesen Pamphleten liegt unter schützender Glashülle eine Kosakenmütze, die mit dem abgerissenen Pergamentstück einer vergilbten Thorarolle gefüttert und verbrämt ist. Diese drei Ausstellungsstücke gehören tatsächlich zueinander. — In respektvoller Entfernung legte man Briefe Moses Mendelssohns und des Baal Schem, und der Raum ist mit der Büste von Josef Popper-Lynkeus geschmückt, der alles, was er besass, nämlich seine Bücherei, der Nationalbibliothek gab.

Unbeeinflusst durch den Bannfluch der verblendeten Eiferer, hat die Kehilla von Schanghai ein Geschenk von 3000 Bänden übersendet und eine für den Zionismus begeisterte japanische Christin widmete unserer Nationalbibliothek eine überaus wertvolle religionshistorische Sammlung. Dr. Bergmann schrieb der Frau, sie möge den Inhalt der in japanischer Sprache abgefassten Werke angeben. Sie antwortete, bald würden japanische Studenten die Universität in Jerusalem beziehen, statt nach Amerika zu gehen, und diese Bücher übersetzen. — Wann werden sie nach Jerusalem kommen können, die angekündigten japanischen Studenten?

Wenn man vor der ersten Zelle der hebräischen Universität, dem einfachen, geschmackvollen Gebäude, steht, auf der höchsten Stufe des mächtigen, herrlich angelegten Amphitheaters, in welchem die Eröffnungsfeierlichkeiten stattfanden, das Panorama Palästinas vor

sich, im Osten das Jordantal mit einem Segment des Toten Meeres, im Westen das Gesamtbild von Jerusalem mit dem Kranze neuer Siedlungen; wenn man diesen unvergleichlichen Empfangsraum eines freien, mehr als dies: befreiten, erlösten Volkes überblickt, dann schwinden alle Sorgen um die nächste Zukunft. „Niemand habe ich so freudig gearbeitet wie hier;“ sagte der Chaluz, der mich durch Jerusalem führte und am Abend die Wanderung zum Universitätsplatz mitmachte.

Die Jugend, welche den Emek Jesreel entsumpfte, das Grab Trumpeldors auf den galiläischen Grenzbergen pflegt, Tel-Awiw baut und die Erdstufen des Amphitheaters in den Ostabhang des Skopusberges grub, wird weiterschaffen, bis die Studenten aus Japan, welche die Dame aus Kioto ankündigte, die hebräische Universität in Jerusalem beziehen können.

Ein mässig grosser Raum, überstopft mit Warenproben, Präparaten, Büchern, Mappen, halb Musterlager, halb Archiv. Ein Schreibtisch, von den angehäuften Gegenständen in die Ecke gedrückt.

Das ist das Bureau des Herrn Tischbi, der in der Zionistischen Exekutive das Ressort „Handel und Industrie“ verwaltet. Er hat sozusagen alle wichtigen Materialien um sich versammelt, steht während des Gespräches wiederholt auf, bringt von diesem Regal oder jenem Tisch zu Demonstrationszwecken einen geschliffenen Stein, ein Gewebe, eine Büchse Sand, eine statistische Tabelle. Ich bin ungefähr der zehnte, mit dem

er an diesem Vormittag zu sprechen hat. Dazwischen amtliche Konferenzen, Telefongespräche mit Haifa, Tel-Awiw, Athlit, Vorbereitung des Materials für den Zionistenkongress.

Dieser Arbeitsriese zeigt keine Spur von Ermüdung. Er vertilgt massenhaft Zigaretten und spricht eine Stunde formvollendet und sehr prägnant über industrielle Fragen.

Tischbis Programm ist, wie er es nennt, „das grosse Trio“: Textilindustrie, Fischerei, Steinindustrie. Er schickt einige allgemeine kritische Bemerkungen voraus:

„Unsere Industrie entwickelt sich zu rasch! Sie werden diese Feststellung aus dem Munde eines Mannes, der die industrielle Entwicklung von Erez Israel mit allen Kräften zu fördern hat, vielleicht merkwürdig finden. Aber auch ich gehöre zu denjenigen, welche davon überzeugt sind, dass bei uns die Industrie nur auf Basis einer entsprechend fortgeschrittenen Landwirtschaft gedeihen kann. Allerdings muss ich hinzufügen, dass ich auch die Bodenkultur als einen Teil der Industrie ansehe. Landwirtschaftliche Betriebe, die nicht so kalkuliert sind wie ein industrielles Unternehmen, muss ich ablehnen. Bei industriellen Neugründungen halte ich für ausschlaggebend, ob die Möglichkeit des Exportes gegeben ist. Nur dann hat das Unternehmen Aussicht auf Erfolg und bringt dem Lande Nutzen.

Ich arbeite gegenwärtig an einem Buche, in welchem jeder Artikel unter Berücksichtigung der Exportbedingungen nach der näheren und weiteren Levante gesondert behandelt ist.

Damit bin ich beim ersten Punkt meines Programmes, der Textilindustrie, angelangt. Gegenwärtig müssen wir jährlich für mehr als 2000 Pfund Textilwaren einführen. Aegypten produziert die beste Wolle, hat aber dieses Kapital schlecht genützt, weil es keine Ausländer zuließ. Wir sind jetzt in der günstigen Lage, aus den Lodzer jüdischen Fachleuten die besten auszuwählen. Ich halte die Fähigkeiten unserer polnisch-jüdischen Textilfabrikanten für eine starke Aktivpost.

Sehen Sie, diese in Lodz erzeugte Wolle, ein Spezialartikel, müsste fortan in Erez Israel fabriziert werden. Man verfrachtet diese Ware von Lodz bis Japan. Wir haben den billigeren Seeweg und das weitaus billigere Rohmaterial. Wolle, Seide, Hanf, Jute sind aus der näheren Levante in bester Qualität zu holen.

Nicht minder aussichtsreich ist die Fischerei. Palästina liegt am Meere und konsumiert bloss ein halbes Kilogramm Fische per Kopf und Jahr. Hingegen wird massenhaft Fleisch importiert. Der neue Jischuw liefert bloss ein Prozent des Fleischbedarfes und ich halte die Viehzucht in Palästina nicht für rentabel. Die Flächen sind zu klein und zu teuer, um rationelle Viehzucht zu treiben. Deshalb ist die Fischerei aussichtsreich und notwendig, zumal die Juden gerne Fische essen. Bisher gab es bloss in Saloniki jüdische Fischer und Sie wissen, dass wir vor kurzer Zeit einige von Ihnen nach Akko und Athlit verpflanzt haben. Es müssen nichtjüdische Fachleute eingestellt werden, welche unsere Leute in der Hochseefischerei

unterweisen, die allein Aussicht auf Erfolg hat. Man müsste längs der ganzen Küste Fischerdörfer bauen und unsere Fonds, der Keren Kajemeth und der Keren Hajessod, müssten die Fischerei ebenso budgetieren wie die Landwirtschaft. Schon ist die Idee der Schaffung einer Handelsflotte aufgetaucht. Eine gesunde Idee. Voraussetzung aber ist die Ausbildung und Verwurzelung eines jüdischen Fischerstandes, der die Seeleute beistellt.“

Mit besonderem Nachdruck tritt Herr Tischbi für das dritte Glied des „grossen Trios“, für die Steinindustrie, ein, in welche er die Bearbeitung von Sand und Ton einbezieht. Er weist prachttvolle, behauene und geschliffene Exemplare von herrlicher Farbenwirkung vor:

„Wir verfügen über ausgezeichnete Sorten und haben reichste Auswahl. In Italien leben zwei Millionen Menschen von der Steinindustrie — und wir müssen jährlich um 30.000 Pfund Steine bei den Arabern kaufen. Nicht zu vergessen, dass durch die grosse Baubewegung die arabischen Steinpreise masslos steigen. Schon aus diesem Grunde müssen wir selbst Steine brechen und bearbeiten. Der Anfang ist da. Wir haben vor 18 Monaten Fachleute des Soleboneh ausgewählt und begonnen, zwei Steinbrüche anzulegen.

Die wichtigste Vorarbeit ist die Urbarmachung des Steinbruches. Man muss die nötige „Mauer“ für den zweckmässigen Abbau herstellen. Hierzu ist ein Budget von 7000 Pfund erforderlich. Ich trete dafür ein, dass

aus Mitteln des Keren Hajessod ein Steinbruch in Betrieb gesetzt wird, um die Privatinitiative anzueifern. Ich zweifle nicht, dass sie nachkommen wird, denn die Steinindustrie ist nicht nur im Lande äusserst lohnend, sondern auch für den Export zu fruktifizieren.“

Ich gebe Tischbis „Programm des grossen Triös“ wieder, wie ich es von ihm hörte.

Die Ebene Jesreel.



BISHER war ich in der Etappe und im Hauptquartier. Jetzt bin ich an der Front. Abschnitt Emek. Bisher sah ich Arbeiter der Städte, Landwirte saturierter Kolonien, sprach mit Führern und ihren Gehilfen. Jetzt lebe ich unter den Menschen, welche um die Scholle kämpfen, mit der Scholle ringen. Tatsächlich und buchstäblich. Im Anfang galt das Wort: Rückkehr zur Urproduktion. Diese hier nahmen es auf, wie es am ersten Tage gesagt wurde, und wahren die ursprüngliche Parole. Sie wollen die Erde bebauen. Einer in Beth Alfa, dem die anderen eine Führerstellung einräumten, sagte von einem Arbeitsgenossen, den ich von Europa kenne und nach dem ich mich erkundigte: „Er hat einen grossen Vorsprung vor mir und anderen, denn er ist schon ein richtiger Bauer. Ich muss mich bei jeder Tätigkeit noch fragen, ob ein Bauer so arbeiten, so beobachten würde.“

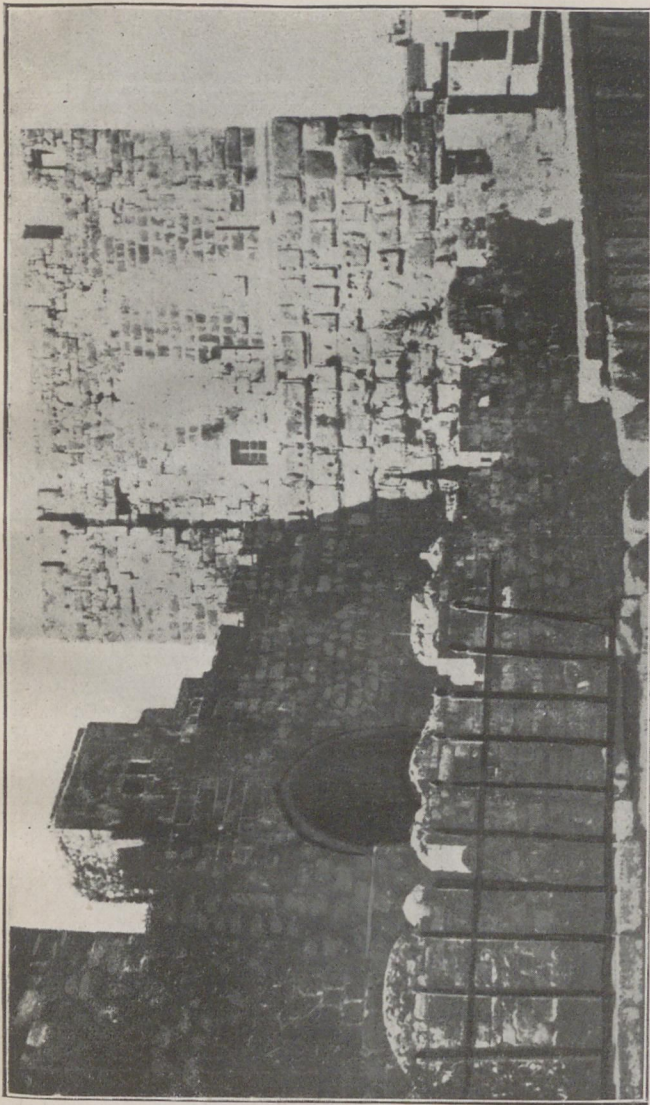
In unseren Jünglingsjahren, als Herzl auftrat und wir Zionisten wurden, rebellierten wir gegen den Geist und die Lebenshaltung der westjüdischen Gesellschaft (den Osten kannten wir nicht oder so gut wie nicht). Wir wussten die Ursache, die grausame Entwicklung, welche den Juden die Verehrung des Goldes aufzwang. Die Entschuldigung konnte uns nicht genügen, den Zu-

stand zu belassen. Alles war von Zweckstreberei erfüllt. Man schickte den Sohn nicht an die Hochschule, weil man Bildung und Gelehrsamkeit über alles schätzte, sondern weil der Dokortitel eine Mitgift sicherte, welche es gestattete, im Sommer nach Ischl zu gehen, die Frau nach Karlsbad zu schicken. Damals wirkte in der Jugend die Idee der Gründung eines „Armutsordens“.

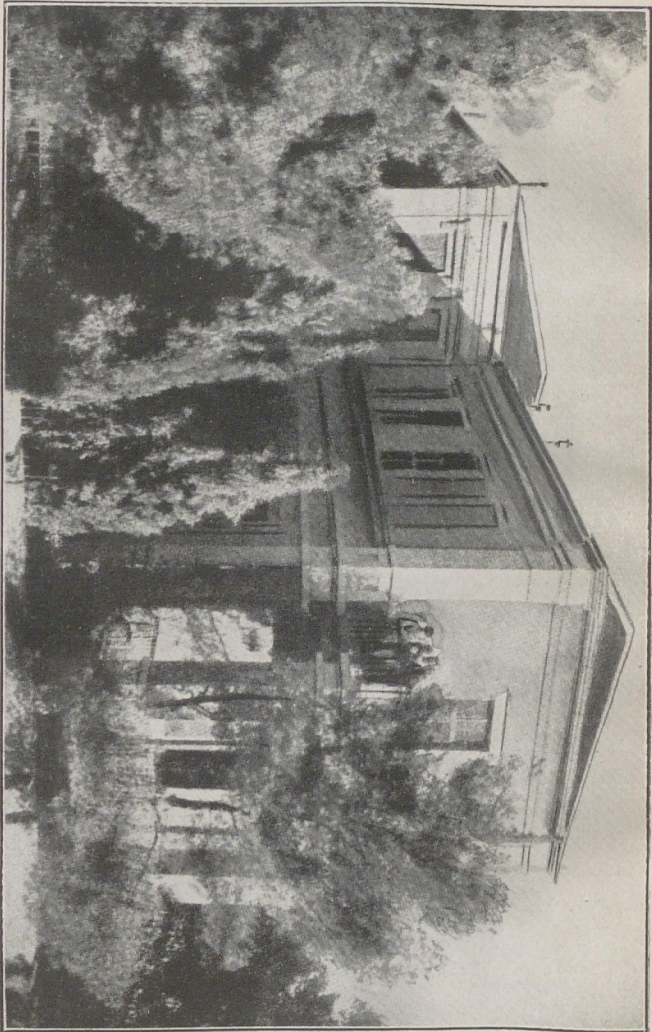
Kurz, im Anfang galt das Wort: Kampf gegen den Tachlesgeist durch Erziehung, vor allem aber durch das eigene Beispiel. Diese hier haben das Wort aufgenommen, wie es am ersten Tage gesagt wurde, und (bisher) in Reinheit bewahrt. Sie leben in ihrer Kommune, der Kwuzah, in heiterer Besitzlosigkeit. Ich spreche nicht von der äusseren Form und den Auswirkungen dieser Gemeinden, die vorläufig jede ihre „Couleur“ tragen, nicht anders, wie unsere Studentenverbindungen. (Jawohl, man wird mich steinigen — aber in ihrer Struktur, mit ihren engeren und erweiterten Konventen, mit ihren ordentlichen Mitgliedern, Hospitanten und Gästen und mit ihrer Ueberzeugung, dass bestimmte interne Fragen die Welt bewegen, erinnern insbesondere die kleineren Kwuzoth an unsere farbentragenden Studentenvereine.)

Ich spreche in diesem Zusammenhange nicht von der Prosperität, von den Vorzügen und Nachteilen der gemeinwirtschaftlichen Kwuzah gegenüber den Einzelwirtschaften.

Ich spreche von dem herrlichen Grundgedanken, von dem Mut der Ueberzeugung, von der Kraft der Selbstentäusserung, mit welcher die Pioniere der Kwuzah ihm dienen.



Jerusalem: Davidsturm.



Das Hospital der „Hadassah“ in Jerusalem.

„Der Emek ist der Stolz des neuen Jischuw.“
Jeder von uns kennt diesen Satz. Ich muss ihn ergänzen: Der Emek ist ein Armutszeugnis für die zionistischen Juden in den Ländern der Zerstreuung, die Lebenshaltung der Chaluzim ist eine Anklage gegen das mangelnde Verantwortungsgefühl der organisierten Zionisten in aller Welt.

Die furchtbare Zeit des Kampfes gegen die Sümpfe ist übertaucht (so ziemlich), die Gefahren des Malariafiebers bestehen weiter, vor allem deshalb, weil nach ärztlicher Feststellung 60 Prozent der männlichen und weiblichen Pioniere unterernährt sind. Man isst durchschnittlich zweimal im Monat Fleisch. Der sonstige Speisezettel — ich habe einige Tage mitgegessen — verhält sich zu der Tagesarbeit des Chaluz wie die Keren-Hajessod-Steuer der meisten Zionisten zu ihrem zionistischen Bekenntnis.

Zur Zeit, da ich dies verzeichne, weht ein glühender Wind über die fragwürdige Holzbaracke, in der ich sitze. Er weht monatelang und man hat die Kinder wegen Malariagefahr auf die gegenüberliegende Berglehne des Tales gebracht. Ich war bei ihnen. Vier Kinder lagen im Fieber.

Die ihr in bequemen Autos den Emek bereist, wohlgenährt und sehr begeistert — den Bazillus, der die Malaria bringt, könnt ihr nicht sehen. Wenn ihr aber nicht den Bazillus entdeckt habt, der Bolschewiken

erzeugt, seid ihr blind gewesen während eurer empfindsamen Fahrt durch den Emek.

„Die persönlichen Nachteile unserer bisherigen Wirtschaft nehmen wir auf uns, die wirtschaftlichen Nachteile können wir nicht auf uns nehmen“, sagte mir ein sehr ernster, sehr bedeutender Chaluz. „Als die Siedlungen in Angriff genommen wurden, rechnete man mit Keren-Hajessod-Eingängen von einer Million Pfund jährlich und die Wirtschaften wurden auf dieser materiellen Basis angelegt. Tatsächlich ging in den besten Zeiten kaum die Hälfte ein. So erklären sich die Investitionsrückstände. Man muss ständig flicken. Im ganzen Emek gibt es noch keinen Betonstall (eine einzige Siedlung ausgenommen). Wenn die holländische Kuh bei uns nicht so gedeiht, wie man erwartete, so ist der Mangel an gebauten Ställen schuld. Wir hatten ferner nicht die Mittel, die erforderlichen tauglichen Kommunikationen zu bauen. Deshalb die übermässig starke Abnützung des Materials. Selbstverständlich: Weil die Investitionen zu gering waren, sind die Erträge gering und der nötige Zuschuss für unsere Lebenshaltung dementsprechend hoch. Von unserem Budget verbrauchen wir 200 Pfund jährlich für die Heilung der Kranken (nebst der Krankenkassenhilfe).

Es gibt für uns nur eine Möglichkeit, zu sparen: an unserer Ernährung.“

Wenn diese Zeilen Bedauern für die Chaluzim wecken oder gar Mitleid, dann hat meine Feder versagt und ich muss schamrot werden. Sie sind glückliche Menschen, sie lieben ihre Scholle und sind (bis zur Grenze des Möglichen) in wunderbarer Freundschaft

miteinander verbunden, die Männer und Frauen der Kwuzah. Nur Ahnungslose, Mattherzige, dem Sinn der jüdischen Gegenwart in Erez Israel durchaus Entfremdete könnten sie ob ihres harten, entbehrungsreichen, aber freien und frohen Farmerlebens „bedauern“.

Mit Absicht setzte ich die Worte: „Männer und Frauen der Kwuzah“. Man wisse es doch, dass der Kern dieser Gemeinschaften gereifte, durch Arbeit, gemeinsame Gefahr, Kampf gegen Unbilden des Klimas und gegen Krankheiten gereifte Männer und Frauen sind, Familienväter und Mütter — keine grüne Jugend, die ins Land der Abenteuer zog und sich jetzt schämt, nach Muttern zu rufen. Man unterlasse es endlich, die Kwuzah wie einen „Wanderbund“ zu beurteilen, dem das Kampieren unter Gottes freiem Himmel und noch weit mehr das ungebundene Zusammenleben von Männlein und Weiblein Spass macht.

Ich für meinen Teil fühle mich sehr klein im Verkehr mit ihnen. Aufrichtiger, ruhiger, sachlicher und in den Ansichten gefestigter habe ich niemals Menschen der Arbeit sprechen gehört. Kein Zweifel: Hier ist Neuland, und wer es nicht nach der ersten Berührung sieht und fühlt, kam nutzlos nach Erez Israel.

Aber die erschreckliche Diskrepanz aufzeigen zwischen der Hingabe dieser werdenden jüdischen Bauern und den Bettelleistungen unserer „Zionisten“ der Hinterländer für Bodenerwerb und Aufbaubudget — das wollen diese Zeilen.

„Bei Erschliessung gesegneteter, reiche Schätze bergender Länder leiden die Pioniere sehr. Wie erst

bei der Urbarmachung dieses armen, ausgesogenen Landes!“ sagte mir van Friesland in Jerusalem.

Den fatalen Ausdruck „leiden“ lehnen die Chaluzim entrüstet ab. Aber hört, ihr Bekenner des Baseler Programms, ihr Pilger zum Herzl-Grab, ihr begeisterten Besucher der Palästinafilme, der Makkabäer-, Mandats-, Universitätsfeiern — sie leiden mehr, als ihr vor der Geschichte werdet verantworten können. Dass die Arbeitskapazität des Pioniers durch Unterernährung sinkt und die Empfänglichkeit für Fieberkrankheit steigt, dass ihre Lebenshaltung niedriger ist als die jedes anderen Bauern, dass das kostbarste Inventar, das Vieh, nicht überall in modernsten Ställen gewartet werden kann, ja — schandbare Feststellung —, dass nicht einmal die Kinder drei, vier, fünf Jahre nach Inangriffnahme der Siedlungen in festen Häusern wohnen, ist die unverjährbare Schuld des jüdischen Nationalkapitals.

Da sie manches zu tragen und zu überdauern haben, ertragen und überdauern sie auch den Ansturm der Besucher.

Kurz vor seinem Tode, anlässlich der Wiener Versöhnungskonferenz mit den russischen Oppositionellen, sagte Theodor Herzl in einer bitteren Stunde: „Ich habe während meiner zionistischen Arbeit viele Menschen kennengelernt. Manchmal war es ein Vergnügen.“ Die Pioniere im Emek (und die Kolonisten anderswo) dürften in den letzten Jahren zu ähnlichem Ergebnis gelangt sein. Als Einstein zu ihnen sprach, als jüngst Ernst Toller

im Emek aus seinem Schwalbenbuch vorlas, war es ein Vergnügen. Zwischen solchen Feierstunden dehnen sich die Wochen und Monde, in denen die völlig Uninformierten mit dem eifrigen Maulwerk, die überlegenen Besserwisser, die Kommis mit den konfektionierten Anschauungen und Werturteilen, die schnüffelnden Topfgucker (die aber für weit heiklere Angelegenheiten dreisteres Interesse zeigen als für den Küchenzettel), die Kilometerfresser, die nach zehn Minuten Aufenthalt mit Feldherrnauge die Situation überblicken und ihre Meinung von sich geben, während der Chauffeur ankurbelt, die väterlichen Freunde, die mit warmem Brustton die Chaluzim zum „unentwegten Ausharren“ ermuntern — ja, dieser Strom der Ueberflüssigen und Ahnungslosen, der Hochmögenden und Zudringlichen, der Possierlichen und Widerlichen ergießt sich neun Monate im Jahr über das Land und schwillt am höchsten an, wenn die meiste Arbeit ist.

Eben erst hatte sich eine Gesellschaft von Amerikanern im Emek umgetan. Einer von ihnen rief in gehobener Stimmung aus: „Seht, dies alles hat unser Geld gebaut!“ Ich kam unmittelbar nach der Abfahrt des Trefflichen an. Gleichwohl wurde ich gut aufgenommen.

Ich finde keine Zeit, meine Gastgeber mit Fragen zu behelligen. Man empfängt hier — nehmt das Wort, als wäre es nicht tausendfach für Unwesentliches missbraucht worden — starke Eindrücke. Diese Steinhaufen haben sie von den Feldern geschleppt. In diesen Zelten wohnten sie während der Regenzeit. Diese Wasserleitung haben sie gelegt. (Wären hundert Pfund mehr zur Verfügung gestanden, hätten sie die Rohre einen Meter

tiefer in die Erde legen können und man müsste nicht lauwarmes Wasser trinken.) Diese Holzbaracken mit Ziegeldächern und diese Stallungen, diesen Backofen und diese Gemeinschaftsküche haben sie gebaut — alles in Jahren der Malariaseuche, die 80 Prozent sämtlicher Siedler befiel. Dieser verblasste, verstaubte Erntekranz war der erste, den sie winden durften, diese Kinder haben sie hier gezeugt, dieses Kindergrab auf der Anhöhe mussten sie schaufeln. Diesen holländischen Stier, der nicht eingehen durfte — es wäre ein schmerzlicher Verlust gewesen — haben sie mit unendlicher Mühe gesund gepflegt, dieses prachtvolle Schwarzbrot haben sie gesät, geerntet, gebacken, diese Gazelle, die soeben durch das geöffnete Fenster mit grossen reinen Augen in die Essbaracke lugt, ist ihnen zugelaufen.

Man sitzt bei den mächtigen, blank gescheuerten Tischen. Freitagabend, der Ruhetag ist angebrochen. Angehörige und Freunde der Kwuzah, die auswärts arbeiten, sind über den Sabbat „nach Hause“ gekommen. Eine Pflegeschwester aus der benachbarten Siedlung Ejn Charod, die rechtzeitig eintraf, die Gattin eines Brünner Chaluz in die Gebär- und Säuglingsanstalt abzuholen, ein blutjunges Mädchen, das in Jerusalem am Bau arbeitet und mit uns im Auto fuhr, der Bruder meines Reisegefährten, der nach drei Jahren ununterbrochener Arbeit kurzen Urlaub hatte und mit uns von Tel-Awiw die Reise über Jerusalem durch das Land machte, das er fast ebenso wenig kennt wie wir. Die

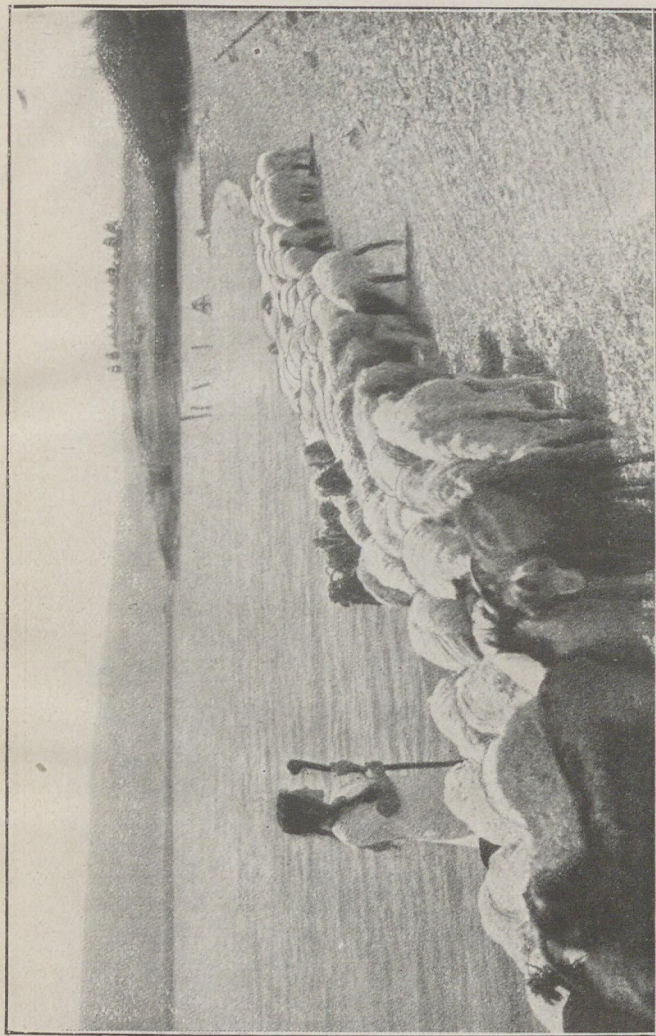
Frauen vom Küchendienst — die Hochschwangere ist darunter — haben das Mahl bereitet und tragen auf, ein rekonvaleszenter Chaluz ist ihnen zugeteilt. Heute gibt es Fleisch, Kuchen aus schwarzem Mehl, Tee. Für die Schonungsbedürftigen, leicht Fiebernden, ist Milchreis bereitet, für diejenigen, welche rituell verpflegt werden wollen — es gibt solche hier und in anderen „linken“ Gemeinwirtschaften — wird gesondert gekocht.

Ich finde sofort Anschluss. Ein Altersgenosse, mit dem ich in den Studentenjahren zionistischer Propaganda häufig beisammen war, hat den Beweis erbracht, dass man auch als Vierzigjähriger Europa verabschieden und ein beglückendes jüdisches Farmerleben beginnen kann. Es ist der Pflanzendoktor der Kwuzah. Am Sabbat-Vormittag zeigt er mir sein Werk: den jungen Weingarten, der in diesem Jahre die ersten Früchte trägt, das weissblühende Tabakfeld, die reichen, üppigen Gemüsebeete. Und von der Berglehne, auf die man ehestens das Bauerndorf aus Gesundheitsrücksichten verlegen müssen — wenn erst der jüdische Nationalfonds in der Lage sein wird, den Boden zu kaufen —, überblickten wir den weiten, wohlkultivierten Bezirk der Kolonie, mit bunten Feldern, mächtigen Strohschobern, mit Wirtschaftshof und landwirtschaftlichem Geräte in der Morgensonne friedlich daliegend, wie ein Segment der gesegneten mährischen Ebene. Ein Doktor der Rechte aus Linz, der zunächst als Beamter in Erez Israel wirkte, hat die Pandekten vergessen, dem Bureauleben Valet gesagt und ist ein jüdischer Bauer geworden, ein kerniger Arbeitsgenosse der Kwuzah „Chefizibah“. Er schneidet mit dem Taschenfeitel ein tüchtiges Stück vom Brot-

laib und ist sehr amüsiert, da ich ihn dummerweise, wie vor Jahren in Wien, mit „Herr Doktor“ anspreche. Drei Schwestern eines Wiener Arztes, drei verehrungswürdige Frauen, arbeiten im Emek. Eine traf ich auf der Fahrt nach Beth Alfa in Afulle, der künftigen „Stadt im Emek“, an welcher nach grosszügigen Plänen gegenwärtig 400 Pioniere bauen. Die zweite ist hier meine Tischnachbarin. Ich frage, ob sie uns zum Besuch der dritten Schwester, die rekonvaleszent ist, nach Haifa wird begleiten können. Das werde sich morgen entscheiden, antwortete sie. Nach Sabbatausgang wird nämlich in gemeinsamer Beratung der Arbeitsplan für die beginnende Woche festgelegt. Ein Czernowitzer Jude von gewaltigen Dimensionen, ebenso muskulös wie gutmütig, der geliebte Wirtschaftsleiter der Siedlung, führt den Vorsitz. Die Antwort am nächsten Abend war abschlägig. Man hätte ihr so gerne den Ausflug gegönnt. Sie sah, dass ihre Arbeitskraft gegenwärtig unentbehrlich ist und sprach selbst gegen den kurzen Urlaub.

Ich nehme Anlass, gegen das schädliche und unsinnige Gerücht, in den Siedlungen gingen Nichtstuer, überflüssige Mitesser spazieren, Stellung zu nehmen. Gegenbeweis: Für den Nachttransport der Milch zur Bahnstation steht kein Chaluz zur Verfügung. Die Arbeitsgenossen müssen abwechselnd um 1 Uhr früh einspannen und diesen Dienst verrichten. Nach solcher Tagesarbeit und bei dieser Lebenshaltung! Nur die Arbeitsfreude einer Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern ist solcher Opfer fähig.

Ein Araber ist ständiger Tischgenosse. Man erkannte, dass für den Anbau und die Behandlung be-



Hirtin am Gestade des Tiberias-Sees.



Tropische Vegetation am Tiberias-See.

stimmter Pflanzen die Erfahrung bodenständiger Bauern nötig ist, und bezog einen arabischen Lehrmeister. Wiederholt sah ich um die heisse Mittagszeit Beduinen in die Gesellschaftsbaracke eintreten und hier ruhen. Die Schachtel mit Zigaretten tabak und der Wasserkrug stehen bereit. Sie bleiben, bis die Schüsseln auf die Tische gestellt werden und nehmen nach der Mahlzeit mit Friedensgruss Abschied. Ein grosser Teil der jüdischen Pioniere konnte mit den arabischen Gästen in ihrer Sprache sprechen. Auch eine Deputation des nächsten arabischen Dorfes kam während meines Aufenthaltes mit Eseln und Säcken an. Die Araber liehen ein Ausmass Getreide, das man ihnen bereitwilligst ausfolgte. Nach ihrer Ernte, die später erfolgt als die der jüdischen Siedlungen, werden sie das gleiche Mass an Brotfrucht zurückstellen. So bringt das Leben die neuen jüdischen Bauern und die arabischen Landbewohner einander nahe und unsere Pioniere, denen die friedliche Verständigung mit den Arabern sehr am Herzen liegt, sind bemüht, die guten Beziehungen zu verstärken.

Am Sabbat wanderten wir von Kolonie zu Kolonie. In das prächtige Ejn Charod, zur frischen Gideon-Quelle, um welche die Jugend lagert; in die „Sommerfrische“ der Kinder auf dem jenseitigen Hügelzug; nach Tel-Josef, das sich bereits elektrischer Beleuchtung rühmt.

Auf den Bänken vor den Hauptgebäuden ein neues Bild. Steinalte Ehepaare oder einschichtige Mütter und

Väter. Die Pioniere liessen, wenn es tunlich war, ihre Eltern nachkommen. Sie betätigen sich, soweit es ihnen möglich ist, oder sitzen hier auf Altenteil, wenn sie arbeitsunfähig sind. Triumph des Pioniertums: Man hat daheim geseufzt, gejammert, vielleicht auch den Stab über sie gebrochen, als sie mit blossen Händen hinauszogen, die Jünglinge und Mädchen. Und sie haben die Scholle nicht nur für sich erarbeitet. Auch für die Eltern, denen jetzt im Osten der Boden unter den Füßen brennt und die in Erez Israel bei den Kindern eine Heimat finden. Enkelkinder umspielen sie, so schön und stark gewachsen, wie man sie nie im Städtl sah, und ist das Leben auch karg, man sitzt in einem freien Bauernhofe. In der Ebene Jesreel.

Tag in Tiberias.



ANKUNFT in tiefdunkler Nacht. Man tritt auf den Balkon des Hotelzimmers und lugt aus. Ein bizarres Häusergewirr, mit etlichen Lichtern besteckt, ragende, zackige Mauerstümpfe, im Hintergrund ein bleicher Wasserspiegel. Stimmen von Menschen, jammervoller Aufschrei eines Eselchens, Glocken der Kamele. Rechter Hand eine weisschimmernde Strasse, linker Hand ein Gebirgszug, welchen die Scheinwerfer eines Autos erklettern.

Hast du Blut in den Adern und kamst du jemals zu nachtschlafender Zeit in eine ferne Stadt, dann kennst du die Erregung, die dem keimenden Tag entgegenfiebert, der Entschleierung des rätselhaften Endchens Welt, das dir zu Füßen schlummert. Was wird der Morgen bringen?

Er brachte Tiberias und den See Kinnereth.

Neue, ungeahnte Wunder. Schwarze Häuser, aber nicht vom Alter gedunkelt, in Schmutzkrusten verummmt. Frische, edle, mattglänzende Basaltquadern, durch das Gitterwerk blendend weisser Kalkrahmen

zusammengehalten. Von diesen kräftigen Bauten und den mächtigen Resten der Mauer umhegt, welche die Juden in den glücklichen Jahren der Herrschaft ihres Gönners Sultan Selim bauten, drängt sich licht und bunt der Knäuel orientalischer Gässchen, und wo eine Lücke blieb, schossen Palmen in die Luft, die Kronen über die Flachdächer breitend.

Dahinter aber das sanfte Blaugrün des friedlichsten, lieblichsten aller Seen. Sein Gestade hofft man in einigen Minuten zu erreichen. Indessen dehnt sich der Weg, sowie man in die krausen Windungen der Gässchen geraten ist.

Du musst dich gar nicht vergafft haben, weil das Leben in der lachhaften Enge so reich ist, weil die merkwürdigsten Judentypen, mit bunten Gewändern des Orients angetan, hinter ihrem Maultiere gehen, Waren anbieten, auf der Strohmatten oder dem Teppich kauern, über einen Folianten geneigt, weil die Gestalten der durchziehenden Beduinen so königlich, die Lieder der Handwerker so melodisch sind — es währt auch so eine halbe Stunde, bis man auf Irrwegen zum Landungsplatz vorgedrungen ist.

Fahrt auf dem Kinnerethsee nach Migdal. Der Wind und der See spenden Kühle. Die Bootsleute, von den wenigen Ruderschlägen vor Hissung der Segel in Schweiß gebadet, ruhen neben uns, preisen die Güte des Seewassers, das sie mit hohlen Händen schöpfen und zum Mund führen. Das Land neuer jüdischer Gartenstadt-

siedlungen, um Tiberias gelegt und an den Seeufeln verlaufend, gleitet an uns vorüber, aus der klaren Ferne grüssen die Häupter des Hermon.

Tatsächlich: Ueber diesem tief unter dem Meeresspiegel gesenkten Becken lagert tropische Glut — jener Bergriese hingegen trägt Schneefalten im Antlitz. „Nehmen Sie doch die schwarze Brille von der Nase!“ mahnt mein Reisegeosse. Tatsächlich: Die Mischung zartester, scharf gestrichelter Pastelltöne auf den Hügeln, dieses Widerspiel vollsatter, roter, violetter, schwarzgrüner Tinten, von den märchenhaften Uferpflanzen und Steinblöcken in die Wasserfläche gezeichnet — eine Symphonie der Farben, zu Gottes Ehre von der Natur gepinselt. Die Fische umspielen das Boot. Begnadete Stunden süßen Genießens, wie eine Insel der Seligen wächst uns der Eukalyptushain von Migdal entgegen, die Zypressenallee, die Orangerie, die Palmenzeile mit den Dattelketten.

Was stürmt dort wie eine wütige Windsbraut die Hänge hinab, Staubwolken aufwirbelnd, die Ufer verdunkelnd? Was entfaltet sich dort aus schwarzem Gedränge zur „Schwarmlinie“ und stürzt mit heiserem Schrei dem Kinnereth zu? Verdurstende, von Staub und Hitze zermarterte Geschöpfe, Herden von Ziegen und Schafen rochen die Wassernähe, jagen den Abhang hinunter. Und da wir, vom Ansturm der lechzenden Tiere verdrängt, seitwärts anlegen, sehen wir auf der schattenlosen, steinigen, glühenden Höhe von Migdal jüdische Pioniere eine Bergstrasse bauen.

Im Juli, an den Wänden des Kessels von Tiberias, um die Mittagsstunde. Sie arbeiteten hier, während du, wohligh im Segelboot hingestreckt, die Wunder des Landes begafft hast. Ihr Anblick mahnt, dass du nicht kamst, dich an der Schönheit des Panoramas zu letzen. Das Bild dieser hier, die den Weg in die jüdische Zukunft bauen, muss sich deiner Seele einbrennen.

An sie, nur an sie denken, wenn du die Feder führst, den Weg durch Erez Israel zu schildern; an die Erdgräber von Migdal und anderer Punkte des Jordantales (Mittel der gegenwärtigen Temperatur 35 Grad Celsius); an die Erbauer der Furnierfabrik von Chedera, die mit unsäglicher Mühe, bis an die Knöchel im glühenden Sande versinkend, von der Sonne verfolgt, von Insekten umschwärmt, Betonsäcke schleppen; an den unbezwingbaren Steinboden von Beth Ha Kerem, der doch bezwungen werden muss, um Raum für die Grundmauern der Häuser zu schaffen, an die Brüder und Schwestern jener Kwuzah — ich nenne sie nicht, glaubt mir, es ist nicht gefabelt — die erst vor kurzer Zeit eine längliche Periode durchmachte, während derer es bloss Bohnennahrung gab; an den Chaluz, der die Erkundigung nach dem Befinden seines Kindes mit den Worten quittierte: „Dank der Nachfrage. Es hatte bereits drei Fieberanfälle zu bestehen. Sonst ist es gesund.“

Der Weg, den die Strassenbauer von Migdal ziehen, führt hinter dem alten Wirtschaftshof zu neuen Siedlungen. Typisches Studienobjekt für das Schicksal

von Farmen, deren Eigentümer in Europa blieben und die Scholle fremder Arbeit überliessen. Wirtschaftlicher Niedergang, Schulden, Veräusserung von Parzellen zur Deckung der Schulden. Aber dort rückwärts, wo zwölf neue, gefällige Zweckbauten stehen, von amerikanischen Juden für ihre litauischen Familienangehörigen errichtet, wird eine Gartenstadt blühen und sich in den Kranz fügen, dessen Herzstück die Siedlung Dagania ist und der in weitem Bogen Tiberias, den Winterkurort der Zukunft, einschliessen soll.

Noch sind die berühmten, heilkräftigen Thermen verfallen, noch ist der Fischreichtum des Sees ungenützt und der fette Lavaboden der Uferzonen nicht in Kultur genommen. Aber man muss kein Phantast sein, wenn man dieses herrliche Gestade reich besteckt sieht mit Sanatorien und Villen, überschüttet mit Tropenblüten. In zehn Jahren wird der Tourist hier einen Flecken Erde sehen, üppiger, bunter, als es jetzt etwa die Zauberküste des Gardasees ist.

Ein reicher Tag.



CHAWER GRÜNFELD übernimmt die Führung. Nicht nur am Volant des Autos, das er mit erschrecklicher Bravour über das rissigste, buckligste, widerspenstige Terrain jagt, bergauf, bergab, von beängstigendem Drang nach vorwärts beseelt. Auch als Instruktor, Mentor, lebende Historie, vor allem aber als der beste, treueste Anwalt des neuen Jischub. Die Marschrouten Tiberias—Metulla—Safed, am Vorabend von uns bis auf die Viertelstunde ausgearbeitet, wird eingesteckt, Chawer Grünfeld hat die Führung, rast vorüber, wo der Aufenthalt nicht lohnt, stoppt, wo er bloss mit Fingern hinzuweisen und ein paar kräftige, erschöpfende Sätze beizufügen hat, steigt ab und heisst uns folgen, wo er längeres Verweilen für notwendig findet. Er war Schomer, bevor er Autolenker wurde, kennt jeden Quadratmeter des Landes, hat das Auge des Falken und das Temperament der Wildkatze.

Eine prächtige Gilde, die Chauffeure von Erez Israel. Sie sind die Verbindungsmänner zwischen den Siedlungen, die Eilpost, die Zeitung. Mit sechs von ihnen bin ich bisher gefahren. Blutjunge Bursche, ältere Familienväter, im Lande geborene Söhne oder auch schon Enkel der „Bilu“-Pioniere, absolvierte Mikweh-Israel-Schüler, vor vier und drei Jahren als Chaluzim ins

Land Gekommene. Alle sind erstaunlich wegekundig, kernig, wagemutig, alle sind heissblütige, begeisterte Werber für Erez Israel. Als wir mit dem Autoomnibus von der Bahnstation nach Tiberias fahren und auf Grund besonderer Vereinbarung in Dagania Station machten, verweilten wir ein wenig länger in der herrlichen Siedlung und konnten uns — wer jemals bei ihnen war, wird es selbstverständlich finden — von den Kindern nicht trennen, die nach Sonnenuntergang auf der weiten luftigen Veranda des Wohnhauses spielten und deren Hüterin uns aus Europa befreundet ist. „Einsteigen, beruhigt einsteigen, Herr Doktor“, mahnte der Omnibuslenker. „Ich verspreche Ihnen, alles Wichtige am Weg zu berichten.“ Der typische Kutscher, dem es darum geht, eiligst nach Hause zu kommen. Das hätte kein Chauffeur der verschiedenen Kooperationen gesagt. Die haben selbst noch dies und jenes zu zeigen, sie sind die mitbeteiligten Erbauer des Landes und zählen zur Avantgarde. Der Tüchtigste, Herzhafteste, Klügste, mit dem uns der Zufall zusammenbrachte, war Chawer Grünfeld. Er leitete uns durch das obere Galiläa. Er führt auch meine Feder bei der nachfolgenden Schilderung.

Grünfeld gönnt uns von verschiedenen Punkten der kühnen Serpentine Rückblick auf die Farbenwunder des Kinnerethsees, reisst dann das Lenkrad um, dass unsere Köpfe unsanft aneinander geraten, saust querfeldein und hält in Machanajim.

Anfangs der Neunzigerjahre haben hier galizische Juden begonnen und abgewirtschaftet. Die J. C. A. er-

warb den Boden, übergab ihn Kaukasiern, später schlossen sich die Kolonisten zu einer Kwuzah zusammen. Jetzt treiben hier zwanzig Familien Einzelwirtschaft (ohne Hilfskräfte, nur Familienmitglieder arbeiten) und vor fünf Jahren hat einen Teil des Bodens von Machanajim die Kommunia in Kultur genommen, welche den schönen Namen „Hindin der Morgenröte“ (Ajeleth-Haschachar) trägt. Die Innung der Einzelwirtschaftler hat eine berühmte, mustergültige Bienenzucht angelegt und ausgezeichnet entwickelt, ihre Nachbarn hinwiederum, die eine kommunistische Kwuzah bildeten — fünfzig Genossen, darunter achtzehn Frauen — sind schon in der Lage, zu den bereits bestehenden Wohn- und Wirtschaftsbauten fünf neue Häuser hinzuzufügen. Grünfeld wollte uns beide Wirtschaftsformen — Kwuzah und Moschaw, kommunistische Genossensiedlung und zur Dorfgemeinde geschlossene Familiensiedlung — nebeneinander zeigen. „Beide gedeihen in ihrer Art. Hauptsache ist Selbstarbeit“, sagt er (ungefähr). Dankbar bin ich ihm, dass er uns das Wäldchen zeigt, welches zum Andenken an den Arbeiterführer Boruchow gepflanzt wurde. Ich kannte den ausgezeichneten Mann mit der zarten Frauenstimme und der eisernen Tatkraft. Er war so bescheiden wie kenntnisreich, so verantwortungsvoll in seiner politischen Arbeit, wie überlegen und voraussehend in seinem Urteil. Er war eine Säule des neuen Jischub und sie ist zu früh gebrochen.

„Seht ihr? Keine Blume vor dem Fenster!“ Grünfeld beeinflusst uns schon bei der Einfahrt in Me-Merom.

„Alter Jischuw! Die Juden arbeiten nicht!“ Wir haben seinem summarischen Bericht wenig hinzuzufügen. Verfallende Häuser, vernachlässigte Grosskultur, trefflicher Boden, Administrationssünden, Schnorrergeist. Den vom Jordan durchflossenen Meromsee zeigt uns Chawer Grünfeld, der Wohlunterrichtete, nicht bloss als landschaftliche Sehenswürdigkeit. In Ruthenbergs Wasserkraftprojekt spielt der See eine wichtige Rolle. Er soll bis zur Jordanbreite zusammengepresst werden. Die Anlage diene nicht bloss dem Elektrizitätswerk. Grünfeld berechnet, welches Ausmass trefflichen Fruchtländes gewonnen und welch gefährlicher Malariaherd gleichzeitig vernichtet würde.

Wie ein Teppich, aus hundert Tuchstücken geflickt, jeder in Form, Farbe, Bindung grundverschieden von dem Nachbarflecken, ist die Oberfläche des kleinen Landes. Jetzt durchqueren wir eine Sumpfwildnis von eigenartiger Romantik, das Chulagebiet. Ueber Tümpeln, in denen Wildenten rudern, Pelikane fischen, kreisen grosse und kleine Raubvögel. Daneben ausgedehnte Wasserflächen, in denen riesige Büffelherden suhlen. Trauliches Bild wunschlosen Behagens: die rabenschwarzen Tiere liegen bewegungslos im Wasser, die Atemwerkzeuge zum blauen Himmel gestreckt, auf dem Rücken einiger von ihnen ruht sanft eine Schildkröte. Schilfrohrdickicht, Papyrusstauden, Sumpfgräser, dazwischen gewaltige Steinblöcke. Die armseligen Ravarnabeduin und zum Skelett gedörrte Zigeuner streifen hier als Fischer, Jäger, Büffelhirten.

Die Malaria heftet sich an ihre Sohlen. „Im Herbst fallen sie wie Fliegen“, bemerkt Grünfeld.

Bergauf an die Landesgrenze, nach Metulla. Die Gebirgssiedlung, die tatsächlich wie ein Endpunkt, ein Grenzpunkt der Landschaft aussieht und herrlichen Ausblick auf den Hermon und das Quellgebiet des Jordan bietet. Grünfeld gönnt uns erst Mittagsrast, bis wir den Wirtschaftshof von acht Absolventen Mikweh-Israels beichtigt haben, ihr „landwirtschaftliches Museum“, dessen Schätze sie uns stolz vorweisen, die Käseerzeugung, die Geflügelzucht.

Und als wäre es nicht die Dorfstrasse der Grenzkolonie Palästinas, sondern das Wiener Pflaster der Taborstrasse, grüsst mich der Sohn eines Brigittenuauer Zionisten. In der Uniform der englischen Gendarmerie, die rote Leibbinde umgetan, ein prachtvolles Pferd am Zaum führend. Er kam als Chaluz ins Land, liess sich anwerben, freut sich seines Dienstes, der schwer und verantwortungsvoll ist, und bietet das Bild strotzender Gesundheit.

Grünfeld mahnt nach kurzer Rast zum Aufbruch, führt uns nach Kfar Giladi, die Schwesterkolonie von Tel Chai, zwei kampferprobte, im Jahre 1920 schwer geprüfte Grenzsiedlungen, bei deren Verteidigung gegen räuberische Beduinen Josef Trumpeldor und seine Genossen fielen. Der Wirtschaftshof ist von schönen, imposanten Steinbauten umgeben und ich bemerke im Gespräch mit Genugtuung, dass die Siedler hier schon behaglicher wohnen als anderswo. Daraufhin führt mich

der Distriktsarzt, der hier seinen Sitz hat, mit bitterem Lächeln in die „Wohnungen“. Die Unverheirateten sind im linken Gebäude unter dem Ziegeldach untergebracht, allwo zur Stunde, da ich eintrete — es ist die Mittags-erholungszeit — solche Bruthitze herrscht, dass kein einziger hier ausruht. Die Wohn- und Schlafräume der Verheirateten befinden sich im gegenüberliegenden Hause, ebenfalls oben, unter den Dachbalken. Die Wohnungen der einzelnen Paare sind durch ein Zeltblatt gegeneinander abgegrenzt. Die Wohnräume mit richtigen fünf Wänden, Türen und Fenstern dienen als Gemeinschaftsraum für die Mahlzeiten, als Spital, Apotheke, Ordinationszimmer.

Festzuhalten: Männer und Frauen, welche die schwersten Pionierjahre hinter sich und die Scholle, auf der sie unter Lebensgefahr arbeiteten, zu solcher Blüte gebracht haben, wohnen schlechter, unwirscher, sanitäts-widriger als die Insassen europäischer Strafhäuser. Und bei aller Verbundenheit der Menschen dieser Siedlung: die Ehepaare sind niemals allein. Bloss ein Stück Zeltleinwand trennt sie von der „Nachbarwohnung“. Solche Opfer verlangt die wohllebende Judenheit der Verstreung von ihren Pionieren in Erez Israel. Von Eltern heranwachsender Kinder, von Männern und Frauen, die fast ein Jahrzehnt schon ein Grenzerleben führen. Für ihre Kinder sorgen die Chaluzim anders als wir für den Chaluz. Neben dem Wirtschaftshof haben die Helden von Kfar Giladi ein Kinderparadies gebaut, Schlaf- und Wohnräume, eine Schule für die Kleinen, eine gesonderte für die Heranwachsenden. Der Arzt lässt uns nicht allzu nahe kommen. Jeder, der das Land durchkreuzt, ist

Bazillenträger. Sie sind alle kerngesund und kein Kiebitz des Pioniertums darf sie gefährden. Ein Fleckchen Erde, in üppigstem Blütenschmuck prangend, fällt auf. Hier war früher Trumpeldor bestattet. Später wurde er exhumiert und die Genossen von Kfar Giladi pflegen sorglich einen Blumengarten, wo früher seine Gebeine lagen.

Zwischen Kfar Giladi und Tel Chai, der Siedlung Trumpeldors, auf umfriedeter Anhöhe, umgeben von Gräbern anderer Helden der Arbeit und des Kampfes, ist jetzt seine Ruhestatt.

Grünfeld sagte nichts, fuhr mit uns hin, legte ein Steinchen auf den Hügel und blieb stumm.

Mondnacht in Safed.



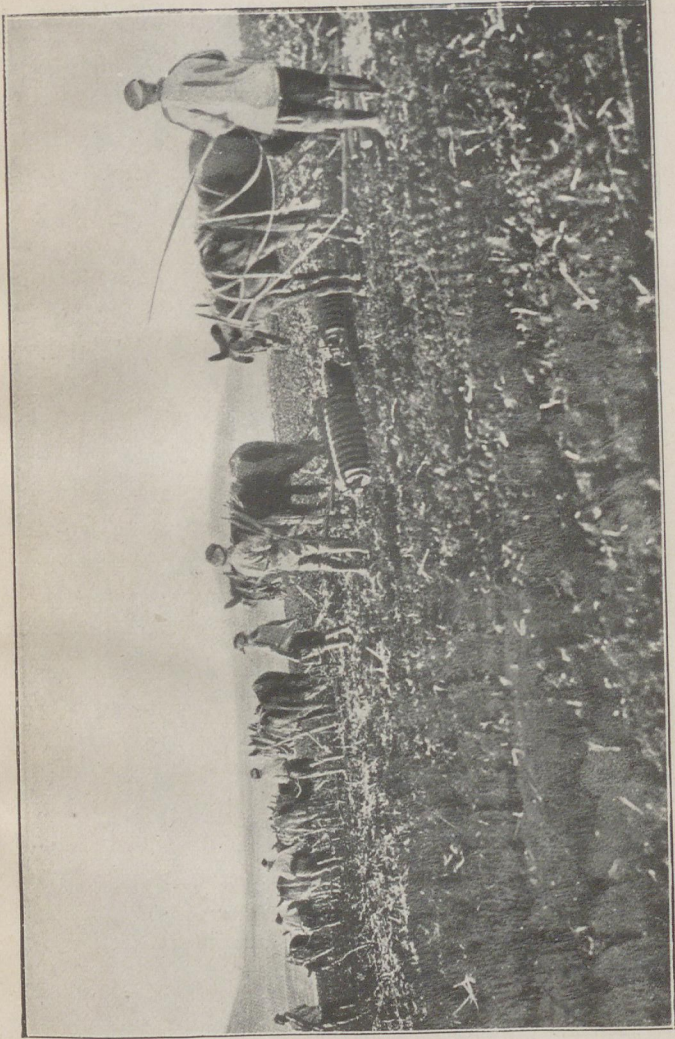
FAHRT über verbranntes Land, Steine liegen da, wie gebleichte Riesenknochen eines Fabeltieres. Und Staubmassen, vom heissen Wind aufgewirbelt, fallen auf gedörrte Pflanzen, in die Erdalten, auf unsere Kleider, wie schwerer grauer Aschenregen.

Dann erholt sich das Auge. An dem üppigen Grün von Rosch-Pina, der jüdischen Mutterkolonie Obergaliläas. Hoch ragt der Kanaan, den jetzt jüdische Pioniere aufforsten, erquicklich ist der Niederblick auf das Endchen Tiberias-See, das blau zwischen Bergketten hinauflugt, einladend winken die wipfelumstandenen, das Hügelgelände emporklimmenden Häuserzeilen der Dorfstrassen. Bei der Ankunft in Rosch-Pina sprechen uns einige Gestalten an, haarscharf jenen gleichend, die sich am Marktplatz eines ostjüdischen Städtls umtun.

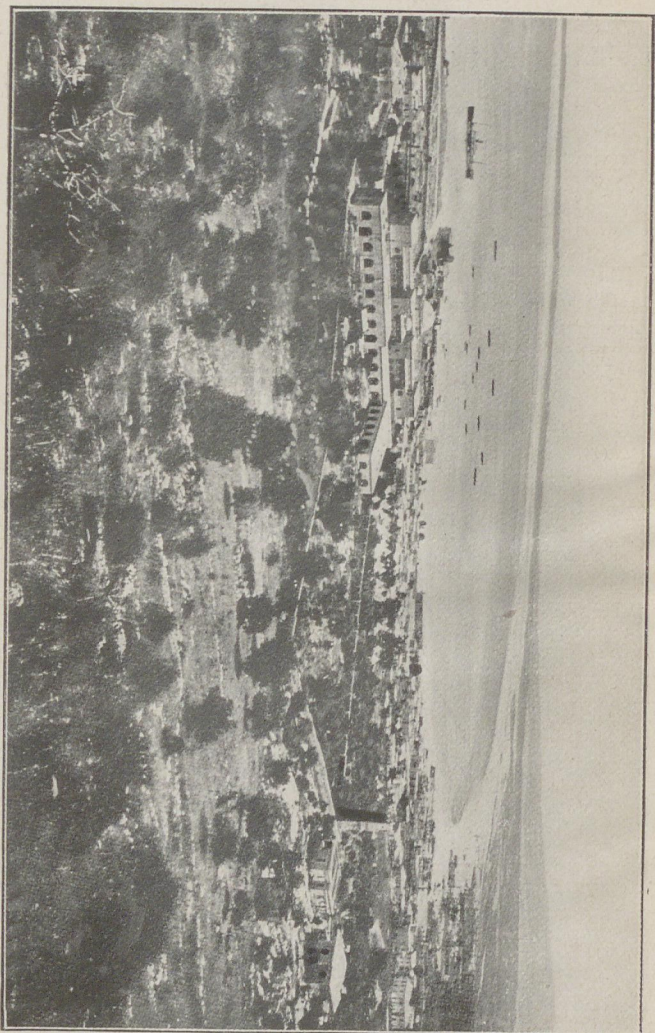
Juden, auf irgend einen zufälligen Verdienst wartend. Die Frage nach der Beschäftigung wird von dem Nächststehenden sehr unsicher beantwortet. Er wartet, bis „die Fabrik“ kommt. Ich glaube, er ist nicht ungehalten, dass sie noch einige Zeit auf sich wird warten lassen. — „Und indessen?“ — „Man

trägt ein Ränzel, besorgt einen Botengang, tut, was sich findet.“ — Oder man dreht sich wie dieser am Ankunftsplatz der Autos herum, erzählt vieles, möglichst vieles und erhofft Bakschisch. Peinliche Begegnung mit „Luftmenschen“ in Erez Israel. Diese Spezies darf hier nicht gedeihen. Und wird es nicht, so wahr es einen neuen Jischuw gibt. Der Anblick von Rosch-Pina war schöner als der Einblick. Wir fanden weder Anlass noch Bedürfnis, den Aufenthalt zu verzögern, tranken unseren Tee stehenden Fusses und stiegen rasch wieder ein. In gedrückter Stimmung.

Plötzlich, nach einer Wegebiegung, vom Abendrot scharf umrissen, unwahrscheinlich schön wie das Titelbild eines orientalischen Märchenbuches, die Silhouette von Safed. Die Stadt bedeckt die Kuppe eines Berges, der 1200 Meter über dem Tiberias-See liegt, und man fährt auf einer Strasse, die der Meisterregisseur Max Reinhardt entworfen haben könnte. Vorerst sieht man das Profil, das majestätische Profil dieser Stadt, welche die Araber „Die Ausschauende“ benannten. Dann umkreist man sie auf raffiniert gebauter Schneckenwindung, die zum Plateau führt. Die breite, tiefliegende Araberstadt, mit Gärten bespickt und Minaretten besteckt, die Judenstadt, an den steilen Felsen geklammert, in das Gestein verbissen — die Dächer der tieferliegenden Häuser sind Schemel für das Erdgeschoss der höherliegenden —, die Ruine der Kreuzfahrerburg, im Norden der Gipfel Azmon, im Süden die gewölbte Stirn des Tabor, das heitere Antlitz des Karmel, weit im



Pflichtige Bauern in Ober-Gallia.



Die Bucht von Akko (mit dem Hafen von Haifa).

Hintergrund, aber in der durchsichtigen Luft dieses Abends greifbar nahe, die Berge von Hauran, in herrliche blaue Mäntel gehüllt, hier knapp am Wege der malerische Araberfriedhof, dort auf dem Hügel der berühmte Judenfriedhof, vom Grabmal des Rabbi Jizchak Luriah überragt — dieses ganze, überwältigende Panorama ist auf der Fahrt zum Hotel unvergleichlich zur Geltung gebracht.

Kühle, würzige Bergluft, erfrischender Nachtwind. Weisses Licht ist über starre Dächer, bewegte Wipfel ausgegossen, von solcher Intensität, wie sie in unseren Breiten nur Lichtkegel von Scheinwerfern erzeugen können. Wenn man der erstaunten Menge die Fassade des Wiener Rathauses, den Salzburger Mönchsberg, die Wasserstürze einer Alpenklamm in festlicher Illumination zeigt. Hier wirkt der südliche Mond den Zauber, die Wunderlampe am weiten blanken Himmel, welche das ganze Land bis zu den Bergen am Horizont mit magischer Helligkeit erfüllt. Du kannst auf der Strasse um Mitternacht im Reiseführer lesen oder in deiner Orientierungskarte — wenn du es in dieser Nacht kannst.

Reb Leiser, du geliebter Sänger der Krakauer Reb-Eisig-Schul, hier, an den Mauerkranz der Araberstadt gelehnt, habe ich in dieser Vollmondnacht deiner gedacht. Dort unten singen Männer, das Solo des einen erlöscht die Stimmen der anderen, die Inbrunst seines Liedes ist deine Inbrunst, und seine fromme, erschütternde Weise, seine süsse Kantilene, sein brüchiges Tremolo

scheinen mir deine Weise, deine Kantilene und auch dein Tremolo zu sein. Mein zufälliger Begleiter ist Führer der polnischen Bundisten und als solcher ein Gegner der jüdischen Erneuerung in Palästina. Er wurde nach Erez Israel entsendet — ich fragte nicht, zu welchem Zweck —, sieht das Land und die Menschen und wird wohl nach seiner Heimkehr antizionistischer Führer bleiben, wie er es vorher war. Aber da er in seiner Jugend eine Jeschibah absolvierte und, wie er mir versichert, berechtigt wäre, das Amt eines Rabbiners zu verwalten, haben ihm Jerusalem, Tiberias und ganz besonders Safed, die heilige Kabbalistenstadt, mehr zu sagen als mir. Auch hier, am Saume des Araberviertels, lauscht er verständnisinnig hinab, ist sehr gerührt und weiss die Verwandtschaft der arabischen Gesänge dieser Nacht mit bestimmten hebräischen Gebeten festzustellen.

Wahlverwandtschaft? Blutsverwandtschaft! In dieser zauberhaften Stunde auf der Bergstrasse über dem weiss schimmernden, im Mondlicht gebadeten „sabbatlichen“ Araberviertel von Safed offenbarte sich im Liede die Brüderlichkeit der beiden Völker.

Niemand schläft in dieser Nacht. Auch die Judenstadt ist lebendig. Harte, scharfkantige Schatten werfen die höherliegenden Häuser auf die Dächer zu ihren Füßen, wie ein Gürtel silberner Schuppen ist die Siedlung um den jähren Berghang gelegt und die Lichter in den Stuben, ihrer Kraftlosigkeit in dieser Mondnacht bewusst, vereinigen sich zu einem zarten, bescheidenen

Ornament. Aus einem Hause dringt freudiger Diskant von Knabenstimmen und Männerbässen. Ein amerikanischer Jude kam mit seinem Sohne, damit er in der teuren Gemeinde Safed Bar-Mizwah feiere. So lieben die Frommen des Erdenrundes die Stadt, in der neben Rabbi Jizchak Luriah, dem grossen Kabbalisten, und Jossef Karo, dem Verfasser des Schulchan Aruch, eine Plejade jüdischer Geistesfürsten ruht.

Auf dem Hof vor der Kabbalisten-Synagoge, dem Tale zugewendet, in welchem Rabbi Simeon-Bar-Jochai begraben ist, steht ein hoher, gehöhlter Stein. Am Todestage des Grossen, am Lag b' Omer, wenn die Prozession des Volkes dort unten seine Gruft umringt und nach Einbruch der Dämmerung ein Feuer entfacht hat, schiessen aus diesem Stein hier und aus vielen, vielen anderen Steinkelchen von Safed Flammengrüsse auf und ein Jubellied erschallt aus dem Tale. Wir umstehen den mondbeglänzten Stein. Der Bundist, sehr warm geworden, berichtet von dem Leben des Simeon-Bar-Jochai.

Dieses war die Mondnacht in Safed, der Stadt, die dem Dichter Alkabez das traute Lied zur Begrüssung der Prinzessin Sabbath eingab, das unsterbliche Lied „Lcha Dodi“.

Hadar-Hakarmel.



ART an der Bucht steigt der Karmel auf. Dem alten Haifa gönnt er bloss einen schmalen Streifen Landes am Meere. Auf diesem Glacis muss die Altstadt Platz finden: der Hafen, der Bahnhof, der Basar, der engbrüstige Markt, langgestreckte, öde, einförmige Gassen, die zur deutschen Kolonie führen und dem Fusswanderer endlos scheinen.

In diesen Gassen begegnet man dem neuen jüdischen Palästina. Den Gruppen der gestern Gelandeten und den längst bewährten Kolonisten aus dem Emek; Kaufleuten und Industriellen aus Tel-Awiw, Beamten aus Jerusalem, Baumeistern, Werkführern, Ingenieuren aus Afule, der eben aus dem Felde wachsenden Emek-Stadt. Hier traf ich die Abgesandten aus Grodno und Bialystok wieder, meine Reisegefährten von der „Vienna“, die für Gruppen polnischer Juden tauglichen Boden suchen, um Landwirtschaft zu treiben und Gartenstädte zu errichten. Die Stimmung dieser Männer ist gedrückt. Ihre Verantwortung ist gross, ihre Mittel sind beschränkt, Preistreiber sind am Werk.

Hier, durch den Basar, sah ich die junge, hagere Gestalt des Jablonner Rebber eilen, der mit seinen Chas-

sidim im nahen Nachlath Jaakob Wunder der Arbeit auf widerspenstigem, aber tauglichem Boden verrichtet. Hier, vor dem Hafenkaffeehaus, stand ich des Nachts festgebannt. Dicht geschart sitzen die Araber im matt-erleuchteten Raum um den Mann am Podium, der — Kabarettist oder Rhapsode? — lange, sehr lange Gedichte — Romanzen oder Couplets? — zum besten gibt, den Kehrreim mit kräftigen Bogenstrichen auf der Geige akkompagnierend, die er nicht erst unters Kinn nimmt, sondern gegen das Knie stemmt.

Aemter, Behörden, Bureaus der Schiffsgesellschaften, Bankfilialen, Warenhäuser, Lagerplätze, Advokaturkanzleien, Auskunfteien, Fabriken, Kooperativen, Werkstätten, Hotels, Herbergen, Garküchen, Lastautos, hochbeladene Kamelzüge — Hafenstadt, täglich lebensvollere Hafenstadt eines werdenden, täglich wachsenden Landes.

Viele Stunden an vielen Tagen tat ich mich auf diesen Plätzen, in diesen Gassen um, aber das Antlitz der Altstadt Haifa habe ich erst vom Schiff aus in der Stunde des Abschieds gesehen. Jaffa und Safed präsentieren ihr Bild beim ersten Anblick, in Jerusalem und Tiberias entschleiert es sich allmählich, Haifa, nämlich das alte, ebenerdige, überblickt und erkennt man von keinem Punkt des Festlandes. Man muss sich das Stadtbild vom Meere holen.

Eifersüchtig ist die Schönheit des Karmel. Sie lässt Haifa nicht aufkommen. Sowie du die scharf eingeschnittene Bergstrasse hinansteigst — Chaluzim haben sie gebaut —, verschwinden Basar, Moschee, das alte Turmgemäuer am Hafen, der Hauptplatz, das

neue Geschäftsviertel. Die ganze Stadt mit Türmen, Kuppeln und Flachdächern versinkt im toten Raum des Gesichtsfeldes. Und wird nicht wieder gesehen. Der Blick streift über die Abhänge des breiten Bergrückens, trifft die stahlblaue Bucht, die hellgelbe, dünn mit Palmen besteckte Sandfläche der Gischonmündung, den weiten, anmutig geschwungenen Bogen der nordöstlichen Küste und bleibt drüben an der uralten, trotzig ins Meer starrenden, an der herrlichen Araberstadt Akko haften.

„Hadar Hakarmel!“ — Der neue Jude verehrt Jerusalem, achtet Tel-Awiw, erfreut sich der tropischen Pracht von Tiberias und der Romantik von Safed — aber seine grosse Liebe ist Haifa, die Karmelstadt. Unten am Marktplatz steht der Autoomnibus, der hinauffährt. Aber meine Freunde dulden nicht, dass ich ihn benütze. Diesen Weg müsse man zu Fuss zurücklegen, auch jetzt, während des palästinensischen Hochsommers.

Auf halber Bergeshöhe, Mittelpunkt der neuen Judensiedlung, weit umfriedet und wirklich vornehm in die Landschaft gestellt, das hebräische Technikum. Der Monumentalbau, vor dem Kriege entstanden und eingerichtet, konnte erst vor wenigen Monaten seiner Bestimmung zugeführt werden. Man hatte ihn bei Kriegsausbruch „assentiert“ und er blieb auch jahrelang nach Friedensschluss mit Militär belegt. Der wertvollen technischen Ausstattung soll die Einquartierung nicht zuträglich gewesen sein. Sie war,

als man das Haus wieder übernahm, einfach nicht mehr vorhanden.

Wenn ich nach Sonnenuntergang die jungen Tischler, Bauhandwerker, Mechaniker, Elektrotechniker, Kesselschmiede zum Abendkurse hinaufgehen und dann die schlanken Fenster der Vortragssäle beleuchtet sehe, erwäge ich, dass es nicht ganz leicht war, das Technikum zum zweiten Male mit Apparaten, Werkzeugen, Maschinen, Drehbänken, Laboratorien, Materialien, Lehrbehelfen auszustatten, und freue mich dieser Aktivpost zionistischer Nachkriegsarbeit.

Die Höhe lockt, man muss zum Grat und dann längs des Rückens nordwestwärts zum Karmeliterkloster. Nadelwäldchen und Pinien, Mandelbäume, Sykomoren und auch Eichenstämme begleiten den Weg. Auf dieser Wanderung wird man zum Verweilen gezwungen, wenn das Panorama entrollt ist. Zur Linken Bath-Galim, die Vorstadt der jüdischen Arbeiter, blütenfrisch, von den Schaumkränzen der See umspült, in Gärten gebettet, rund um das neue, von Keren Hajessod errichtete, würdige Immigrantenheim angelegt. Dann die deutsche Kolonie, die heitere Bucht von Akko. Zur Rechten, dort, wo die Silberader des Gischonflusses die Düne teilt, der breite Raum zur Aufnahme der künftigen Industrie- und Hafenstadt, heute schon markiert durch die neuen Fabrikanlagen, die Mühle, die Oelfabrik, die Zementfabrik, die sich scharf von der gelblichen Sandfläche abheben. Und längs der Karmellehne, hoch emporklimmend, die neue jüdische Karmelstadt. Um den Park des Technikums scharen sich die herrliche Realschule, das schöne, eben-

mässige Heim der Hadassah. Im weiten Umkreis herrschaftliche Häuser und bescheidene, anmutige Villen, Pensionen, Orangerien, Gartenplateaus, eine jungfräuliche Strasse, die eben erst geplättet wird und grellweiss aus dunklen Baumgruppen hervorblitzt, Bretterbuden, Zelte, Steingerölle, Kalkgruben, Sandhaufen.

Hier oben ist es still, und man hört die vielfältige Stimme des Aufbaues. Signalrufe und das darauf folgende dumpfe Grollen einer Felssprengung, das Hämmern und Sägen auf den Baugerüsten, das Knattern der Lastautos, das Pusten der Strassenwalze, die Glocken der Kamele, das Klappern der Eselshufe am Steinboden.

Ameisenfleiss errichtet hier dem zukünftigen Hafen von Erez Israel ein Cottage, 500 Meter hoch, mit weitem Blick über das Meer.

Im stummen Verweilen denke ich an Erlebnisse der letzten Tage. Die Zementfabrik — eine Musteranlage, die von Fachleuten zu Studienzwecken besichtigt wird — geht der Vollendung entgegen. Die Montierungsarbeiten an den Schmelzöfen und in schwindelnder Höhe am eisernen Fabriksgerüst, die heiklen Arbeiten in den Fabrikswerkstätten, den Einbau der Kessel, Motoren, Schwungräder — alles haben Chaluzim besorgt, die durch Liebe zum Werk, Freude an der Arbeit für Erez Israel und durch abenteuerlichen Wagemut die langjährige Schulung und Uebung qualifizierter Arbeiter ersetzen mussten. Drei Viertel der



Kolonist aus Nachlath Jaakob. (Vor kurzem noch Krämer in Lodz.)

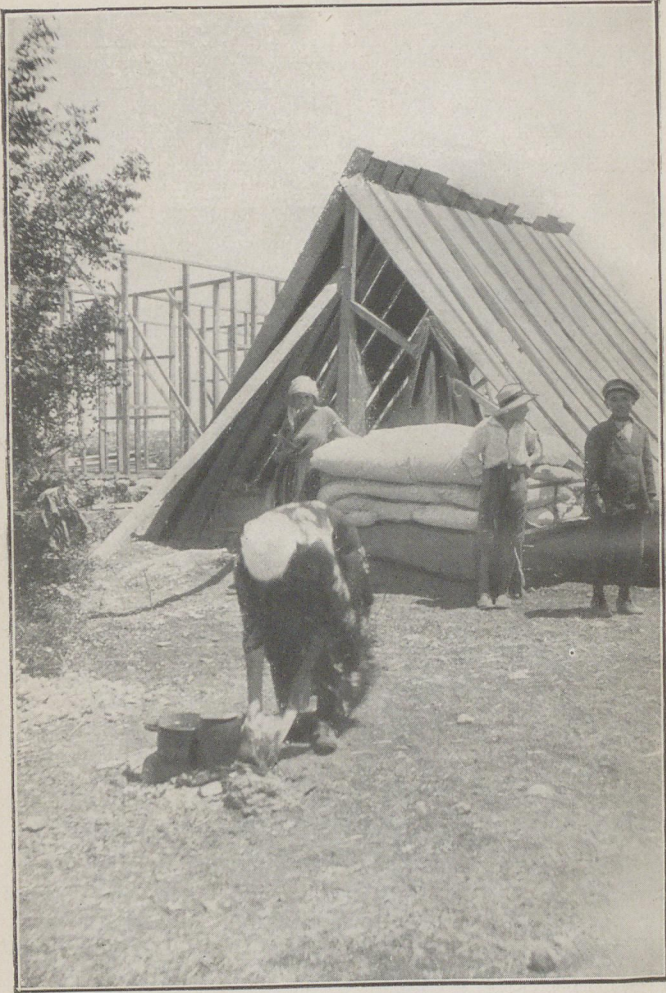


Bild aus der chassidischen Kolonie Nachlath Jaakob.

Zeit, die der leitende Ingenieur dem Rundgang durch das Werk widmet, spricht er bewundernd von den jungen jüdischen Menschen, die es aufrichten. Er möchte mehr von den zweckmässigen Einrichtungen sagen. Aber er kann nicht anders.

In Nachlath Jaakob führte mich der Jablonner Rebbe glückstrahlend zu dem Blockhaus, das seine Chassidim für die Kleinen und Kleinsten errichtet haben. Die Kindergärtnerin steht dabei. Das blutjunge Mädchen hat Eltern und ein freundliches Heim in Haifa. Aber es lebt hier draussen das karge, unsagbar entbehrungsreiche Leben derer mit, welche eben erst notdürftige Bretterbuden bezogen haben, um erstorbenen Boden urbar zu machen. Wie die Zahntechnikerin, die von Siedlung zu Siedlung wandert, wie der Arzt hoch oben in Kfar Giladi, wie die Krankenschwester im Emek, tut dieses feine, gütige Geschöpf, das wir über den Sabbat nach Hause geleiteten und näher kennen lernten, verehrungswürdigen Pionierdienst.

Drüben in Akko besuchte ich die erste Gruppe jüdischer Fischer, die man aus Saloniki bezog, um einen jüdischen Fischerstand zu gründen und zur Hochseefischerei auszubilden. Brave, einfache Berufsmenschen, die kamen, weil man sie rief. Aber der Knabe, der Sohn ihres Führers, gleicht ihnen nicht. Er besucht die Schule in Haifa, sieht dort die Fortschritte der Arbeit. Die Berührung mit dem jüdischen Neuland hat den Knaben zum Jüngling gereift, er ist mit Tatkraft geladen, krempelt die Fischersleute um, die Jüngeren hat er sich schon ganz beigebogen und die Aelteren lassen ihn für sie das Wort führen. Tischbi, der das

Fischergewerbe an den Strand von Erez Israel verpflanzen will, hat an diesem hochbegabten Jungen einen Bundesgenossen.

Die Monteure der Zementfabrik, die Lehrerin der chassidischen Kinder von Nachlath Jaakob, der Fischerknabe von Akko — an diese Begegnungen denke ich beim Anblick der Karmelstadt Haifa, die sich in Kraft und Schönheit aus dem Meere hebt.

Wirkung einer Epistel.



DEM Jablonner Rebben fliegen alle Herzen zu — und alle Federn beschreiben ihn. Es ficht ihn nicht an. Es hat ihm nicht geschadet. Der schmale blasse Mann ist von Gott mit einem naiven, freudigen Gemüt begabt. Kindlich frisch blicken die Augen in die Welt, die er sich auf der hügeligen, nackten, harten Erde von Nachlath Jaakob mit seinen Chassidim baut.

Als ich in sein Reich kam, das vorläufig aus einem Häuflein zweckmässig angeordneter Holzbaracken besteht, waren es just vier Monate, seitdem er mit der ersten Schar seiner Getreuen von Polen nach Erez Israel wanderte. Es sind bisher 50 Familien angesiedelt, aber fast zehnmal so viel werden folgen. Ein Drittel des Bodens gab der Jüdische Nationalfonds, zwei Drittel haben die Chassidim selbst erstanden.

Ich war nicht unzufrieden, dass ich bei der Ankunft in der Kolonie bloss seinen wichtigsten Mitarbeiter traf. Menschen von der Inanspruchnahme und der Verantwortung des Jablonner auszufragen, auszuhorchen, ist nicht jedermanns Sache. Sein Gehilfe sagte mir ja alles Wissenswerte: Dass diese Gemeinschaft gläubiger Menschen ganz ohne Vorbereitung an die Arbeit ging, dass ihr Rebbe vom ersten Tage so klug war, für jeden Zweig der Pionierarbeit gewiegte

Fachleute heranzuziehen, welche seine Chassidim in jedem Handgriff belehrten, beim Entsumpfen und Entsteinen, beim Barackenbau, Anlegen der Baumschule, Ackern unterwiesen. Dass sie nicht — wie die Frommen von Bne Berak — ein Landstädtchen bauen wollen, in dem man gewerblichen und fabriksmässigen Kleinbetrieb mit Landwirtschaft verbindet, sondern dass sie alle, einem heiligen Drange folgend, ausschliesslich und dauernd Bauern sein wollen. Dass ihnen der Glaube an die Gottgefälligkeit ihres inbrünstigen Werkes, welches sie unter den widrigsten Verhältnissen begannen, die Kraft gibt, alle Plagen zu tragen. Dass sie bisher, wie durch ein Wunder, vom Malariafieber bewahrt geblieben sind.

Da kam er selbst, der Jablonner, in die Verwaltungsbaracke, heiss von Arbeit, zart und segnig, lachte mir zu, sagte nichts, holte einen Schlüsselbund aus dem Wandschrank und bat mich, ihm zu folgen.

Wir durchquerten die Siedlung. Nach fünf Minuten ist zu erkennen, dass hier unter anderen Voraussetzungen die „Rückkehr zur Urproduktion“ vor sich geht, wie sonst im Emek oder in Obergaliläa. Schon das bunte Bettzeug, das wohlgeschlichtet und hochgefürmt vor jeder Baracke „sonnt“, zeigt an, dass hier ganze Familien mit Grossvätern und Urenkeln kamen, dass nicht gehärtete, durch Monate und Jahre für das neue Leben erzogene, zu Manipeln geeinte Pionierjugend sich die Scholle erarbeitet, sondern — um an ein trauriges Bild aus der Kriegszeit zu erinnern — dass gleichsam ein Evakuiertenlager die Wandlung in ein Bauerndorf zu vollziehen sich anschickt.

Schwerere Bedingungen! Trotzdem sie einiges Betriebskapital brachten, trotzdem sie religiöse Begeisterung zu unerhörter Hingabe befähigt. Die Arbeitskraft des einzelnen ist weit geringer als die des jugendlichen Chaluz (in Jerusalem belehrte man mich darüber, dass die Jablonner Chassidim ungefähr ein Drittel der normalen Chaluzarbeit leisten), die Zahl der Mitesser ist grösser, die 50 Familien brachten Greise mit, ältere Frauen und gezählte 81 Kinder.

Er geht mit seinen scharf ausgreifenden Schritten voran, zum Rand des Hügels, öffnet ein geräumiges Blockhaus, das ein eben erst angelegtes, noch sehr armes Gärtchen umgibt. Seine jüngste Schöpfung: das Kinderheim von Nachlath Jaakob. Hier sind in gesonderten Räumen die 25 Zwei- bis Fünfjährigen, die 54 Reiferen zu Spiel und Unterricht vereint. Gross ist sein Glück über die weiss getünchten Sesseichen und Tischchen, über die Wandbilder, das Spielzeug, die Schulbänke. Man muss sich mit ihm freuen, wenn er von einem Inventarstück zum andern eilt.

Diesem schlichten, kindlichen Manne, dem kein einziges von den äusseren Kennzeichen des „Gestor“ anhaftet, fügen sich Grauköpfe, folgte eine grosse Zahl von Krämern mit ihren Familien, von weltfremden Kleinbürgern aus dem polnischen Städtl über das Meer in die Steinwüste, aus der umfriedeten, gewohnten, mit ererbtem Hausrat angefüllten Häuslichkeit in das abenteuerliche Farmertum, aus dem bedächtigen Leben, das sich zwischen Ladentisch, Marktplatz und Schul, zwischen Gebet und Handel, Erwerb und

„Lernen“ bewegte, in das primitive, ungewohnte des Pioniers, der die Scholle urbar macht.

Im Anfang war ein Brief. Als sein Vater starb und ihn die Gemeinde zum Rabbi berief, floh der Jablonner und verbarg sich. In einer Schrift des Rabbi Benjamin steht darüber zu lesen: „Ihn leitete kein genauer Plan. Der Rabbi von Jablonna gehörte zu den Suchenden, Er öffnete die Augen weit und sah, dass man nicht wie bisher leben könne. Aus Erez Israel leuchtete das Licht des Aufbaues . . .“

Die Worte, die er später in der Epistel an seine Chassidim schrieb, müssen von heiliger Kraft gewesen sein. Denn sein Ruf zum Zusammenschluss, zur Auswanderung, zur Landnahme hat diese Kolonie Nachlath Jaakob erzeugt und die Nachbarsiedlung „Awodath Israel“.

Und über die Chassidim hinaus übt er seine Macht. Hermann Struck, der Künstler und Führer der Misrachisten, zählt die Stunden, die er beim Jablonner verbringt, zu seinen erhebendsten, einen marxistischen Schriftsteller aus Tel-Awiw, mit dem mich langjährige Freundschaft verbindet, zieht es immer wieder nach diesem chassidischen Dorf zu dem jungen Rebben, und im ganzen weiten Emek zolit man dem Manne mehr als Verehrung: dankbare Liebe.

Wenn Nachlath Jaakob ein schönes, umgrüntes Bauerndorf ist, mit einer Synagoge auf der Kuppe des Berges, sollte der Wortlaut der denkwürdigen Epistel, in Stein gehauen, an der Wand des Gotteshauses zu lesen sein.

Beim alten Schneersohn in Chedera.



IN der weiten Ebene glänzen zwischen verstaubten Kräutern die Hügelchen geernteter frischgrüner Melonen. Man füllt Säcke und Körbe mit der köstlichen, labenden Frucht. Was sie in diesen Breiten und zu dieser Jahreszeit (nach vier regenlosen Monaten) bedeutet, konnten wir eine halbe Stunde später in Chedera ermessen, beim Melonenschmaus am Wirtstisch des alten Schneersohn. Das Glockenläuten unendlicher Kamelzüge — wie marschierende Rekruten am Exerzierfeld, die aus allen Richtungen zur Vergatterung konzentriert werden, streben sie „ausgerichtet“ der Bahnstation zu — zeigt die Nähe einer grossen Siedlung an.

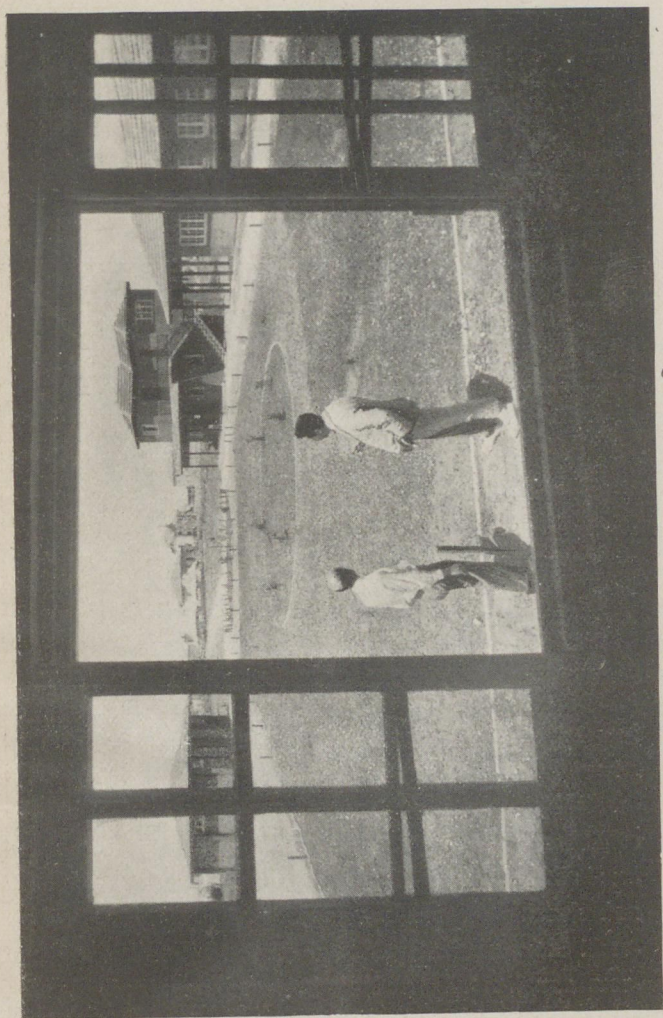
Dann ist noch eine zähe, zimmtrote Sanddüne zu überwinden, welcher kein Auto gewachsen ist und die Chedera wie ein Panzergürtel umschliesst. Traurig, wie der Wienerwald am Rande der Stadt zu Kriegsende aussah — oder wie ein Kamm, dem die Hälfte der Zähne fehlt — steht ein Eukalyptushain da und man hat während des mühseligen Stapfens durch den grundlosen Sand Musse, die Verwüstung zu überblicken, die hier die militärischen Operationen verursachten.

Um so überraschender der Anblick des Dorfes. Weiße Bauernhäuser mit grünen Fensterläden und roten Ziegeldächern, von hellgrünen Baumkronen überragt und spitzen Zypressen begleitet, die wie frohe Ausrufungszeichen in der Landschaft stecken, Pferde bei der Tränke, Rindvieh vom Weideplatz heimkehrend, Mädchen am Brunnen, die Gartenzäune in den Dorfstrassen gepflegt, die Gemüsebeete sauber, auf einer Anhöhe die schmucke Zeile der Jemenitenhäuser, im Hintergrund ein blauer Küstenstreifen — üppige, reiche Oase im verdorrten, lechzenden Land.

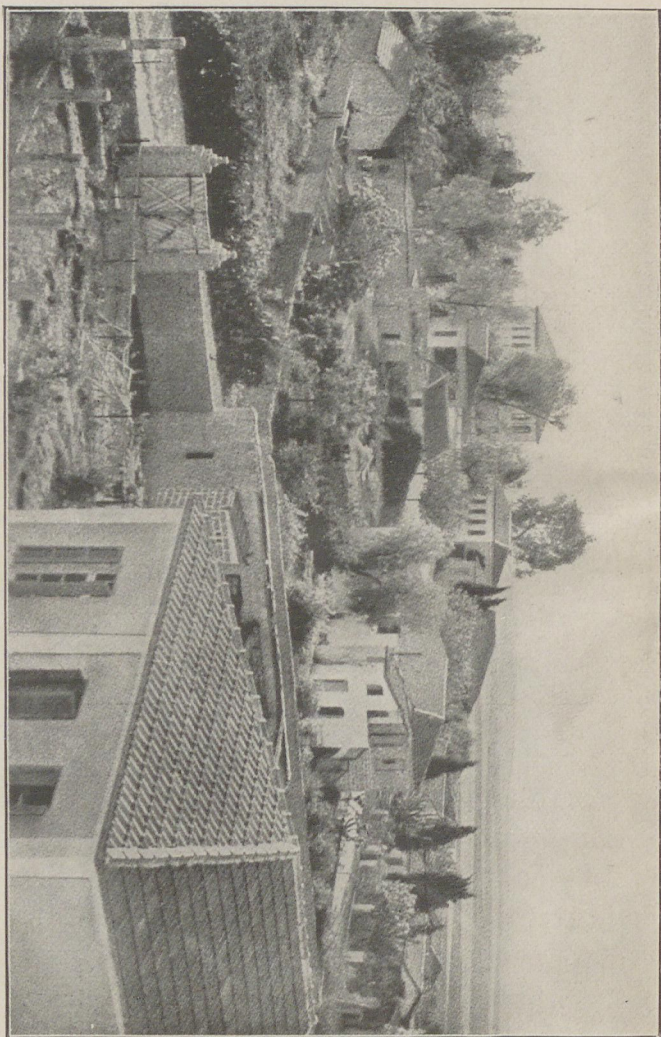
Die ersten, welche anno 1891 aus Russland hierherkamen, haben dieses Bild der Fülle und gesegneten Arbeit nur in ihren Fieberträumen gesehen. Der Pesthauch der nahen Sümpfe traf sie alle, hat viele zur Strecke gebracht und die meisten vertrieben. Aber sie haben eine halbe Million Eukalyptusbäume gepflanzt, bevor sie niedersanken oder vor der Malaria flohen und die nächsten konnten hier Häuser bauen, säen und ernten, Kinder aufziehen, weil die Baumpflanzungen die Erde entsumpft hatten.

Der alte Schneersohn, breitschulterig, weissbärtig, rotbackig, Stammvater einer neuen Bauergeneration, sitzt mit uns bei Tisch und erzählt mit Bauernstolz von diesem Dorf.

Was er von der Anfangszeit berichtet, erinnert mich an die Mitteilungen des Kolonisten Boze aus Mozah, die Theodor Herzl am 5. November 1898 nach der Audienz beim deutschen Kaiser zu Jerusalem in



Das neue Einwandererheim in Haifa.



Chedera.

sein Tagebuch eintrug: „. . . Einmal, als die Reben zu treiben anfangen, kamen nachts Rehe und frassen die Triebe ab. Da legte er sich in drei Nächten hinaus mit dem Gewehr, obwohl es da oft Hyänen gibt, und er tat kein Auge zu, um nicht von den Hyänen überrascht zu werden. Wann ward ein Boden heldenmütiger erobert?“

In Chedera musste der eroberte Boden späterhin nochmals verteidigt werden. Anlass, davon zu sprechen, gibt mein Begleiter von der Kwuzah Chefzibah aus dem Emek. Diese Kwuzah trägt ihren Namen nach der Kolonie, in der sie ihre bitterste Schulzeit absolvierte und die nächst Chedera an der Küste liegt. (Der vorgeschobene Posten musste wegen mörderischen Fiebers aufgegeben werden.) Beim Angriff verhetzter, räuberischer Banden auf Chedera kamen die Pioniere von Chefzibah und organisierten die erfolgreiche Abwehr. Mein Freund Löbl, heute einer der wertvollsten Söhne des neuen Jischuw, hatte das Kommando übernommen.

Soweit — dem Himmel sei's geklagt — reichen die Tagebücher des Führers nicht, dass er auch hätte vermerken können, wie eine neue Generation, seine neue Judenjugend, die Alten, früher ins Land Gekommenen, mit ihren Leibern schützten. Gestern nachts in Haifa, es war eine herrliche Nacht, eine Vollmondnacht, wir hatten um die elfte Nachtstunde im Meere gebadet und ich sass oben auf der Hotelterrasse am Karmel, die Bäume warfen scharfkantige Schatten auf den weissen Abhang und das Meer glich einer Milchflut — gestern unterbrach ich die Lektüre von Herzls Tagebuch bei der Eintragung vom 2. Mai 1901. Sie

lautet, diese erschütternde, angstvolle Feststellung des Herzkranken vor seiner letzten Kraftanstrengung: „Heute bin ich einundvierzig Jahre alt.

Der Wind saust durch die Stoppeln,
Ich muss meinen Schritt verdoppeln . . .“

Ich besinne mich, dass ich nicht bei Reminiszenzen verweilen darf, über neueste Entwicklung zu berichten habe. Ist diese nach alten Methoden gegründete Kolonie organischen Wachstums fähig? Beschäftigt sie jüdische Arbeiter? Wie sieht's mit der zweiten und dritten Generation aus?

Schneersohn antwortet lächelnd: „Soweit es auf uns ankommt, werden sie zufrieden sein. Die Einwohnerzahl von Chedera ist seit 1921 auf das Doppelte gestiegen. Von 600 auf 1200 Seelen. In den letzten zwei Jahren allein kamen 500 hinzu. Wir erwarten in den nächsten Tagen acht neue Familien aus Polen. Unsere Söhne wandern nicht ab, wie die einiger anderer alter Kolonien, trotzdem wir zu Wohlstand gelangt sind. Alle blieben auf der Scholle. Wir haben vierzig Jemenitenfamilien bei uns angesiedelt und beschäftigten in diesem Jahre 250 jüdische Saisonarbeiter.“ (Selbstverständlich — leider — werden auch hier noch arabische Arbeitskräfte in grosser Zahl herangezogen.) „In diesem Jahre hat sich unser Bodenstand um 800 Dunam Bojaren vergrössert. Hier wäre noch viel tauglicher Boden zu erstehen, aber — Sie wissen es doch — die Preise sind unerschwinglich geworden. In der kurzen Spanne Zeit von drei Monaten

ist in unserer Gegend der Preis des Dunam von vier Pfund auf zehn Pfund gestiegen. Wer kann das zahlen? Und doch melden sich Käufer, überbieten einander, ermutigen die Bodenwucherer, es ist ein Jammer.“

Er wird zornig, der alte Schneersohn, die Faust schlägt hart auf den Tisch. Ussischkin, der Gestrenge, urteilte bei meinem Besuch in Jerusalem milder und war — nie sah ich ihn so — merkwürdig bewegt, teilnahmsvoll warm, als er über die Bodenfrage sprach: „Verurteilen Sie nicht voreilig die Leute, die hastig, gleich nach der Landung, Boden kaufen! Sie kommen mit den Resten ihrer Habe, diese Kleinbürger aus Polen. Jeder Tag des Aufenthaltes verringert ihre Barbestände und vergrößert ihre Sorge um die Zukunft. Dürfen sie warten, bis alles aufgezehrt ist? Sie müssen Boden kaufen. Um jeden Preis und sofort. Die meisten kommen zunächst hierher, in das Haus des Jüdischen Nationalfonds, verlangen ein Stück Erde — und ich kann ihnen nicht helfen. Es wird meinen Mitarbeitern und mir nicht so leicht, die Petenten wegzuschicken, wie es der Judenheit in aller Welt leicht wird, unseren Notruf zu überhören und mit Nationalfondsspenden zu kargen. Trotz der lächerlich geringen Eingänge an Barmitteln verhielt sich im Vorjahre unser Bodenankauf zu dem der Privatkäufer wie eins zu zwei. Man stelle uns innerhalb eines Jahres 800.000 Pfund Sterling zur Verfügung! Dann beherrschen wir den Bodenmarkt, siedeln die Immigranten der neuen Massenwanderung an und der fürchterliche Alldruck ‚Bodenwucher in Erez Israel‘ ist geschwunden.“ Herr Schneersohn hat der Wiedergabe meines Gespräches

mit Ussichkin artig, aber recht unbeteiligt zugehört. Für Fragen der Gesamtheit haben die alten Kolonisten, auch die besten, nicht viel übrig. Wie die treuesten, verantwortungsvollsten Juden bei uns zu Hause sehen sie nur ihren Wirkungskreis und die Gegenwart.

Er stellte mir einen Liegestuhl in den Schatten seines Hauses. Als ich erwachte, am späten Nachmittag, nach hartem Schlaf, war ich tatsächlich im Märchenland. Eine herrliche Agave hob ihre schlanken, herben Arme in den wolkenlosen Himmel, ein Kindlein, braun-gebrannt, kerngesund, lief singend der Haustüre zu, ein Eselchen trabte vorüber, wohlgenährt und des Lebens froh, das greise Ehepaar Schneersohn sass am Bänkchen, alle Probleme sind begraben, alle Sorgen schlafen weiter, nur ich bin erwacht für diesen unvergesslichen Augenblick der Freude. Ein Wiener Chaluz kommt vom Bahnhof mit seinem Kofferchen. Auf dem „Campidoglio“, während der Ueberfahrt, war er der eifrigste Horatänzer.

Nimm ihn auf, gesegnete, friedliche Scholle, jüdische Scholle!

Freundschaft.



DER Bruder meines Reisegefährten kehrte spät aus der Kriegsgefangenschaft zurück und ging unverzüglich nach dem Emek. Er lebt dort das vierte Jahr in der nämlichen Kwuzah als Feldarbeiter, Bäcker, Kutscher. Jetzt begleitet er uns durch das Land und ich genieße schon seit Wochen seine Gesellschaft. Er hat den schweren Tritt, die Einfachheit, die Ruhe des Bauern, hört uns stundenlang zu, wenn wir — oft recht leidenschaftlich — unsere Meinung austauschen. Selten unterbricht er uns. Es ist eine kurze, prägnante Richtigstellung, eine sachliche Bemerkung, eine sanfte Belehrung über Dinge, die er besser versteht. Er hat Freude an guten Speisen, an einem Glas Wein, wie ein Landmann, der gelegentlich in die Stadt kommt. Aber das Leben in den Hotels, Pensionen, Gastwirtschaften verwirrt, bedrückt ihn. Und wo er die Möglichkeit hat, Arbeitsgenossen aufzusuchen, verschwindet er. Soweit es tunlich ist, ohne unser Reiseprogramm zu stören, denn er ist ein zarter, taktvoller Mann. Wenn wir vom Nachmittagsschlaf erwachen, wenn wir uns zum Frühstückstisch setzen, kommt er soeben zurück. Er war bei seinen Leuten.

Durch die Beobachtung seiner brüderlichen Beziehungen zum Menschen des neuen Jischuw, wo immer sie in Erez Israel leben und wirken, lernte ich den Pionier kennen. Näher, eindringlicher, untrüglicher als durch das „Kiebitzen“ in den Gemeinschaftsbaracken, auf Baugründen, in Werkstätten, am Acker.

Dass Juden physisch stark und mutig, arbeits-tüchtig und arbeitsfroh, genügsam und bescheiden, dabei geistig regsam und kulturhungrig sein können — dies alles trotz einer grausamen Entwicklung, welche der Hochzucht und Bindung solcher Qualitäten feindlich war — habe ich in Europa häufig ausserhalb, seltener innerhalb des Grosstadtjudentums zu sehen Gelegenheit gehabt. Dass aber der Einwand: „Werden sie sich dort vertragen?“ (oft hämisch und gedankenlos, oft, weil man den billigen Einwurf just zur Hand hat, selten, ganz selten aus der Fülle der Lebenserfahrung geschöpft und aus ernstlicher Besorgnis vorgebracht) in allen Fällen mehr als ein Körnchen Wahrheit enthält, ist zuzugeben.

Die Gejagten, Besudelten, durch Argwohn Irritierten, zornig Beobachteten können in solcher Verfassung, in solcher Umgebung, in solcher Atmosphäre nicht das Bild harmonischer Einheit bieten, nicht zur Gemeinschaft brüderlicher, duldsamer Genossen gedeihen.

Nun — es lässt sich nur in ein kleines, inhaltschweres Wort schliessen, das beglückende Erlebnis

bei der Begegnung mit Menschen des neuen Jischuw in der Ebene Jesreel und in den galiläischen Bergen, in En Ganim und in den jungen Siedlungen auf dem Höhenkranz um Jerusalem: Sie sind einander verbunden.

Bei unseren Juden hierzulande und anderswo kennt man Affenliebe der Eltern zu den Kindern, Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern, Mitleid mit Armen, Verantwortungsgefühl bei Katastrophen, die das Judentum tragen, und viel, sehr viel Rührseligkeit bei allen freudigen und traurigen Anlässen. Bei uns gibt es bedingungslos, kritiklos Begeisterte und eiskalte, alles zersetzende Kritikaster; zynische Rechner und solche, die sich einer Idee bis zur Selbstaufopferung hingeben. Bei uns kennt man masslose Verhimmelung der einen und verächtliche Unterschätzung der anderen. Bei uns wohnt penetrante Rechthaberei neben unerträglicher Ergebenheit. Und wo Gegensätze sichtbar werden, bilden sich Klüngel, denen der Kampf Selbstzweck wird und die gelegentlich mit der Vehemenz feindlicher Brüder aneinander geraten.

Aber fast ausgeschaltet aus den vielfältigen Beziehungen der jüdischen Menschen — es soll den anderen Europäern nicht viel besser ergehen — ist, was sie, die dort hinkamen und Pionierdienst tun, über alle Gegensätze der Anschauungen, Veranlagungen, Triebe hinweg wundervoll vereinigt: **F r e u n d s c h a f t**.

Ja, dieses Wort, das anderswo der Gruss einer politischen Partei geworden (und als Parteigruss ent-

wertet ist) — der Chaluz dürfte den Chaluz also begrüßen und solcher Gruss wäre noch bezeichnender, wesentlicher als der Gruss „Schalom!“

Glaubt nicht, dass sie auch nur innerhalb einer kleinen Siedlungsgemeinschaft von zwanzig oder dreissig Köpfen eines Sinnes sind, dass sie alle gesellschaftlich verbunden bleiben. Räumlich oft von der nächsten jüdischen Siedlung weit entfernt. auf sich selbst gestellt, zerfällt die Kwuzah (und die Siedlung der Einzelwirtschafter) in die kleineren und grösseren Gruppen derer, die sich zusammenfinden. Und es gibt auch solche, die einschichtig bleiben. Aber diese natürlichen Absonderungen stören nicht die herzhaften Beziehungen aller zu allen.

Du begreifst es, wenn du die bezwungene Natur siehst, welche die Pioniere im Gemeindrang und in Gefahren für Leben und Gesundheit sich dienstbar gemacht haben, die Steinwälle, aufgeführt aus den Blöcken, die man von den Feldern wälzen musste, die Wasserläufe, unter Fieberanfällen aus todbringenden Sümpfen gewonnen; wenn du die Sorge um den Weinstock im Garten, das Rind im Stall wahrnimmst — Sorge, die nicht bloss dem Erfolg, der Ergiebigkeit des Werkes gilt, sondern im gleichen Masse aus Liebe zu Tier und Pflanze erwuchs. — Die inbrünstige Arbeit an der Gestaltung der Welt, die sie sich schufen, hat ihre Seelen entgiftet, hat ihrem Geist den Stachel der Bosheit genommen.

Ein Netz von Freundschaft ist über die ganze jüdische Siedlung gespannt, verbindet die Arbeiter von

Obergaliläa mit den Menschen des Emek, die Arbeiter im Jerusalemer Steinbruch mit den Erbauern von Tel-Awiw und der Neustadt Haifa, hat den Jablonner Rebben von Nachlath Jaakob ebenso einbezogen wie den radikalsten Marxisten von Tel-Josef.

Ich glaube daran, dass Erez Israel jüdisches Neuland ist, weil ich dieses edelste menschliche Gefühl so reich und stark wirken sah.

Abschied.



AS Gepäck liegt schon in der Kabine. Ich lehne an der Schiffsplanke, den Blick auf den Hügelzug des Karmel geheftet. In vier Stunden erst sticht der „Campidoglio“ in See.

Vier Stunden der Einsamkeit und Sorge.

Anfangs sind noch die letzten starken Eindrücke lebendig. Gestern sah ich die Silhouette von Jerusalem im Tagesanbruch, blutrot gerandet, die Sterne am stahlblauen Himmel sprühten heisse Funken und wollten nicht erblassen. Dann fuhr ich mit Freunden zum Toten Meer. Durch das berühmte Wadi Kelt, die Bergschlucht von barbarischer Pracht, von furchtbarer Schönheit. Wir wurden heiter, als wir nach der Fahrt durch die dräuende, versteinerte Wildnis zu dem öden Salzmeer kamen. Seine grünen Wellen sind doch bewegt und sie spiegeln die Sonne.

Und gestern abend traf ich in Jerusalem einen Chaluz auf dem Emek. Die Genossen schicken ihn nach Europa. Er soll sich zum qualifizierten Schlosser ausbilden, damit sie unter seiner Leitung grössere Reparaturen an landwirtschaftlichen Maschinen selbständig vornehmen können. In Jerusalem besorgte er seine Ausweispapiere und liess sich über Anweisung des Arztes seiner

Kolonie im Spital der „Hadassah“ untersuchen. Der Röntgenbefund ergab, dass man — nicht augenblicklich, aber ehestens — den Blinddarm entfernen müsse. „Da kommt die Europareise gelegen,“ bemerkte ich. „Lassen Sie sich gleich nach der Ueberfahrt in Wien oder Prag operieren.“ Er sieht mich betreten an. „Dazu raten Sie mir? Haben Sie überlegt, dass man drüben sofort sagen wird, wir sind hier weit zurück, und unsere Aerzte verstehen noch nicht einmal, einen Blinddarm zu ziehen? Ich reise erst nachher. H i e r wird operiert!“

Du bist aufgeräumt, lieber Leser, und belächelst den närrischen Fanatiker. Mir hingegen ist dieses letzte Gespräch vor der Einschiffung Sinnbild und Zeugnis ihrer Liebe zur Scholle, ihres Opferwillens, ihrer Bereitschaft, Erez Israel um jeden Preis — und gering erscheint ihnen der einer Gefährdung des Leibes, der Gesundheit — vor Unterschätzung, Missachtung zu bewahren. Mir bedeutet die Antwort des Chaluz das Aburteil über die Zahllosen, die sich durch ungünstige Gerüchte so rasch und freudig von materiellen Leistungen für den Aufbau „zurückhalten“ lassen.

Und ich erkannte in tiefer Scham, dass diese Jugend, die beste, die je ein Volk besass, nebst Höchstleistungen bei karger (kärger) Küche auch noch darauf bedacht sein muss, die Judenheit der Zerstreuung in „gebefreudiger Stimmung“ zu erhalten.

Noch ist das Schiff in der Bucht von Akko verankert, noch tönen mir die Stimmen der Arbeit von den Hängen des Karmel und ein rumänischer Dampfer brachte soeben eine grosse Zahl neuer Einwanderer, die das Land mit Liedern grüssen.

Ich aber bin nicht mehr hier. Die Erinnerung an den Chaluz in Jerusalem hat mich aus Erez Israel fortgeschickt, bevor noch der „Campidoglio“ die Ankerlichtet. Ich bin schon bei den Juden Europas, in Bangigkeit, weil ich jetzt weiss, von wo die Gefahr, die einzige ernste Gefahr, das Land bedroht.

Jüdische Festversammlung in Wien, einige Tage nach Promulgierung der Balfour-Deklaration. Zwei Stunden vor Beginn staut sich die Menge bei den Toren. Das Strassenbild kann den überzeugtesten Zyniker wankend machen. Ein lautlos harrender Riesenknäuel, von hochgezogenen Köpfen überragt. Es strömen immer neue Menschen zu und wissen sich in Lücken zu schieben, die nicht da waren. Sowie sich die Tore öffnen, wird diese bewegte Stille von Schmerzensrufen der Eingepressten zerrissen. Die Polizei ist machtlos. Als wären sie pneumatisch aufgesogen, fliegen die Menschenzeilen über die Treppen in den Saal, werden von Nachstürmenden vorwärtsgestossen, verstopfen die Verbindungsgänge, stürmen die Estrade, schwingen sich auf das Podium, besetzen die Rednertribüne. Und sobald es dem ersten Redner gelingt, irgendwie am Rande des Podiums Fuss zu fassen, lodert die Begeisterung auf. Ein Taumel der Freude, Jubelrufe, die Melodien von einem Dutzend Lieder durchkreuzen einander, Ekstase.

Viele junge Menschen waren damals zugegen, Ungewitzigte, sehr Empfängliche, auf welche das Ereignis noch um einige hundert Prozent stärker wirkte als auf

kühlere Grauköpfe, denen doch bei dieser Kundgebung im Konzerthausaale auch die Lippen bebten.

Anderswo war die Erschütterung noch sichtlicher. Im Osten gingen sie, die Thora in Händen, auf die Friedhöfe und teilten den Leichensteinen mit, dass die Geulah gekommen ist.

Als Herzl erstand, erhoben sich die Söhne gegen die Väter. Es war ein offener Kampf bei klarer Gefechtslage: „Wir wollen Juden sein.“ — „Wir wollen keine Juden sein.“ Bei solchem Gegensatz konnte es für die Jugend von damals keine Täuschung geben. Die jungen Juden aber, welche nach dem Weltkriege hinzogen, die Heimstätte zu bauen, mussten sich als Vollstrecker des Volkswillens betrachten. Es gab unendlichen, lärmenden Jubel der Zustimmung überall, es gab vielleicht in diesem und jenem winzigen Winkel des Judentums Apathie, aber es gab keine Gegenstimmen.

Was sie dort im Lande leisteten, mit welchen Opfern, mit welcher Hingabe sie am Werke sind — einen Schimmer davon haben hoffentlich diese Tagebuchblätter überbracht. Aber die Saalstürmer von damals, die Friedhofsbesucher (mit der heiligen Schrift in Händen!) sind ihnen nicht nur räumlich ferne.

Mit Bangigkeit trete ich die Heimfahrt an. Da ich in Palästina war, weiss ich erst zu ermessen, wie lau, wie arm an Liebe, wie so gar nicht von Sorge beschwert das Interesse der Zurückgebliebenen am Werk und Schicksal der Vorausgeschickten ist, wie rätselhaft die

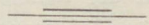
Teilnahmslosigkeit der anderen, die nicht einmal laues Interesse zeigen.

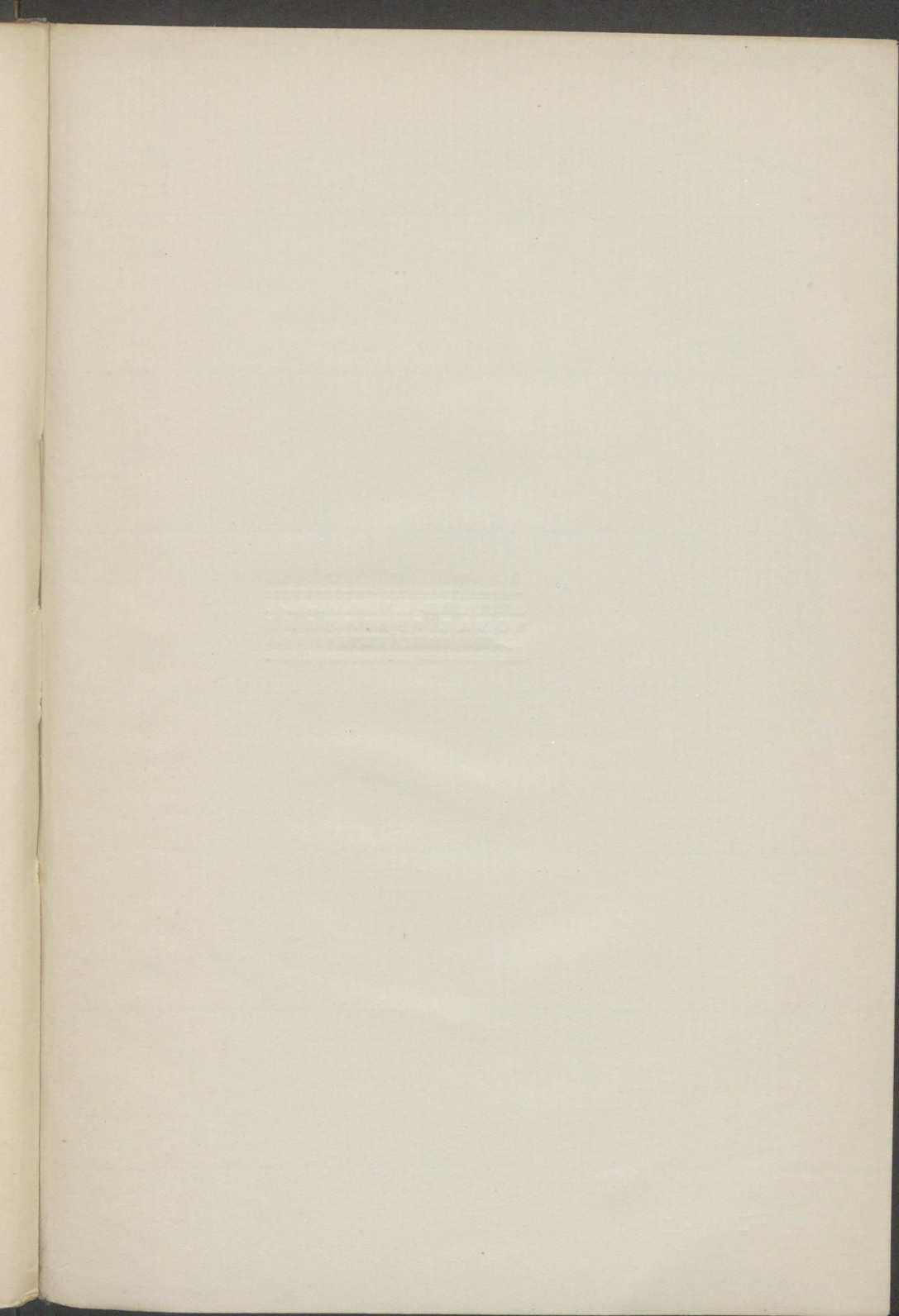
Dem Heroismus der Urbarmacher im Sumpfbgebiet, der Steinbrucharbeiter und Städtebauer, der schlecht genährten Lehrer, Krankenpfleger, Aerzte in den Kolonien, der Hausfrauen in Jerusalem winkt die Sorglosigkeit derer mit dem lauten Lippenbekenntnis in der übrigen jüdischen Welt, die Ahnungslosigkeit der im Alltag gesichert und vergnüglich Dahinlebenden.

Dieser ungeheuerliche Gegensatz — nur die Flammenseele, das Flammenwort eines antiken hebräischen Propheten könnte ihn in seiner ganzen Schrecklichkeit enthüllen — ist die Gefahr, die einzige Gefahr für Erez Israel.

Juden in aller Welt, ihr müsset die Gefahr ersticken. Um eurer Kinder willen. An jener Küste, die jetzt meinen Blicken entschwindet, wird das Schicksal der kommenden Generationen entschieden, wo immer sie wohnen werden.

Der Weg in die jüdische Zukunft geht über Palästina.



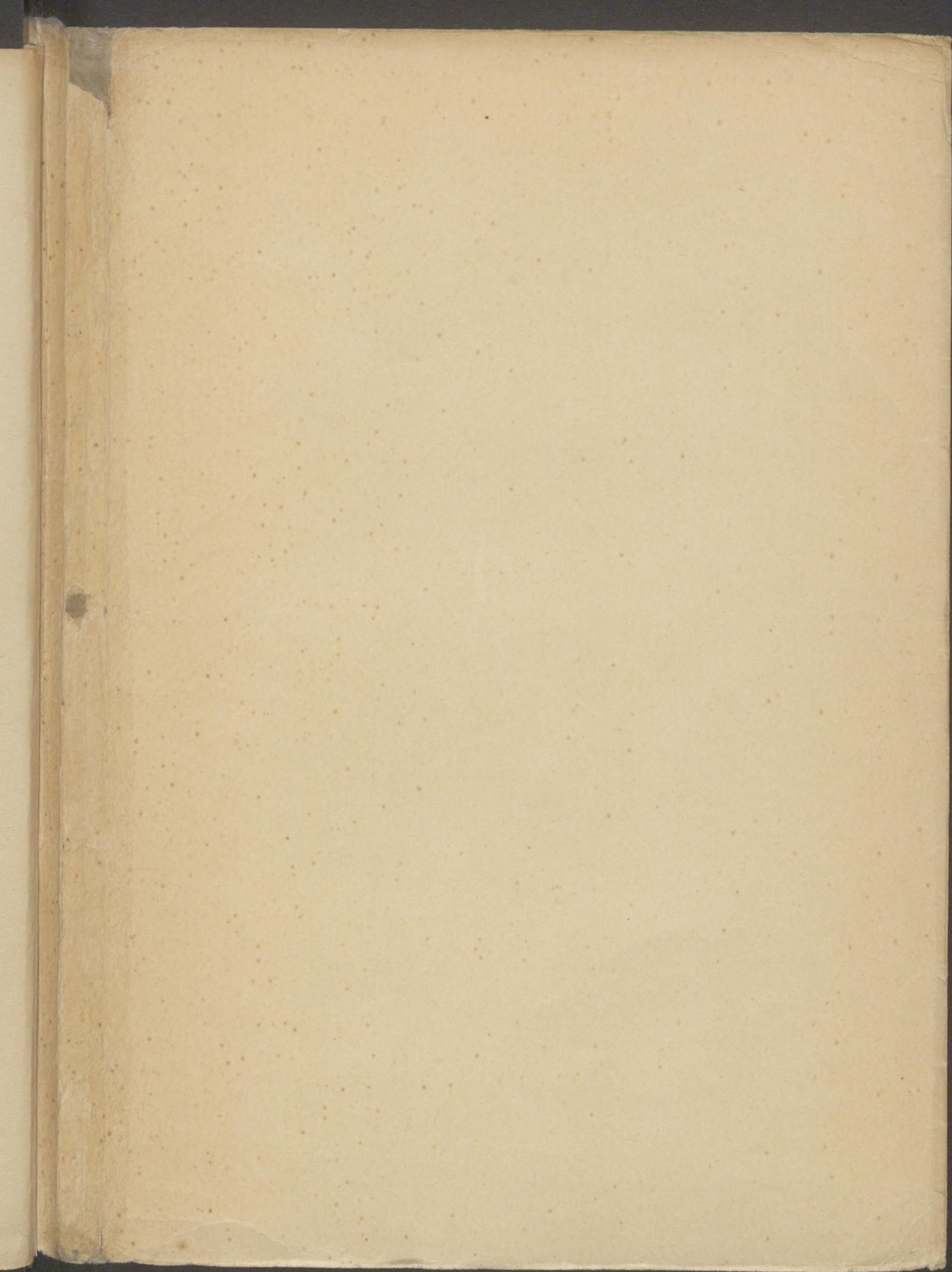


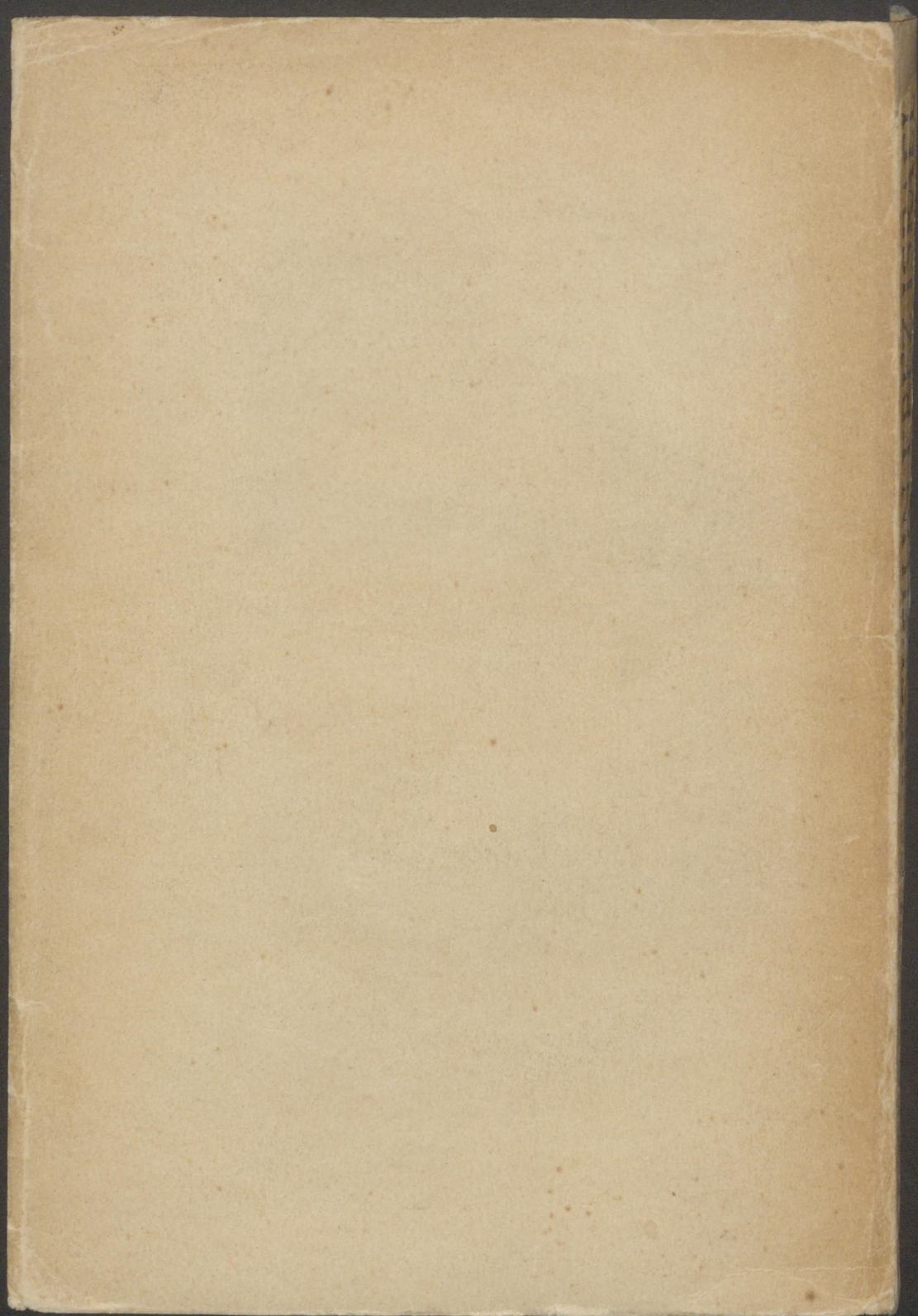
D R U C K

DRUCKEREI- U. VERLAGS-A.-G.
I G N A Z S T E I N M A N N
IX., UNIVERSITÄTSSTRASSE 6-8

W I E N

VI. 2. Abole 450
37137





Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Colour Chart #13

DANES
-PICTA
.COM

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Grey	Light Black
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Grey	Dark Black

